

Rashid al-Daif

Ich begegnete dem deutschen Schriftsteller Joachim Helfer im Rahmen des Programms »West-Östlicher Diwan«, das von mehreren deutschen Institutionen – u. a. den Berliner Festspielen, dem Wissenschaftskolleg zu Berlin und dem Goethe-Institut – durchgeführt und von der Kulturstiftung des Bundes finanziell unterstützt wird. Das Programm sieht vor, daß jeweils ein Schriftsteller aus einem arabischen oder islamischen Land sechs Wochen lang in Berlin zu Gast ist und dort mit einem deutschen Schriftsteller verschiedenes unternimmt. Anschließend besucht der deutsche Schriftsteller den arabischen für drei Wochen in dessen Land. Durch den Austausch und die gemeinsamen Aktivitäten sollen beide sich näher kennenlernen. Das Ziel des Programms ist die Initiierung eines Dialogs speziell unter Schriftstellern.

Der Programmdirektor Thomas Hartmann rief mich aus Deutschland an und teilte mir mit, daß ein Schriftsteller ausgewählt worden sei, mit dem ich in Berlin sechs Wochen lang zusammenarbeiten sollte. Natürlich nannte er mir seinen Namen: Joachim Helfer, und sein Alter: 39 Jahre. Er erwähnte seine Werke, sagte mir etwas über seine Tätigkeiten und dergleichen mehr. Auffallend war aber, daß er nachdrücklich darauf hinwies, daß dieser Schriftsteller homosexuell sei! Als ich merkte, daß er bei diesem Thema blieb, sagte ich, daß dies seine Sache sei und mich nichts angehe. Thomas Hartmann erwiderte: »Okay, ich wollte es Ihnen nur der Vollständigkeit halber gesagt haben.« In seiner Stimme lag etwas Beklommenheit, wohingegen er noch sehr zufrieden geklungen hatte, als er mir verkündete, daß er nun endlich einen Schriftsteller gefunden habe, mit dem ich arbeiten könnte. Ich wiederum machte mir natürlich Gedanken darüber, warum ihm so daran gelegen war, mich von der Homosexualität meines künftigen Kollegen zu

unterrichten. Ich dachte, vielleicht ist der Grund der, daß ich Araber bin und daß die Araber, anders als es in Deutschland seit langem der Fall ist, Homosexualität nicht als Menschenrecht anerkennen. Oder er wollte wissen, ob ich diese Wahl vielleicht ablehne und verlange, daß man mir einen anderen Autor sucht, zumal das Programm vorsah, daß mich der betreffende Schriftsteller in Libanon besucht und wir hier zusammen etwas unternehmen, und daß die Homosexualität meines Partners für unsere Zusammenarbeit hinderlich oder problematisch sein könnte. Oder er wollte mir diesen Umstand ganz einfach deshalb mitteilen, weil er ihn für mich als Betroffenen und als Mann für bedeutsam hielt.

Auch wenn ich Thomas gesagt hatte, diese Sache gehe mich nichts an, war ich doch froh, daß er mich informiert hatte. Gut, daß er es gesagt hat, dachte ich. Denn um ehrlich zu sein, begann mich das Thema irgendwie zu beschäftigen, und ich dachte lange darüber nach. Doch schließlich sagte ich mir: Warum eigentlich nicht? Soll er doch homosexuell sein! Vielleicht könnte ich von dieser Erfahrung ja profitieren, denn schließlich interessiere ich mich für alles, was mit Moral zu tun hat, insbesondere mit Sexualmoral, und schreibe darüber.

Ich denke, die Moral ist das eigentliche Schlachtfeld zwischen der westlichen Moderne und uns Arabern. Als mein Roman *Zum Teufel mit Meryl Streep*, der dieses Thema in gewisser Weise zum Gegenstand hat, ins Französische übersetzt wurde, wiederholte ich bei jedem Interview im Fernsehen, in Zeitungen und im Rundfunk, daß das Bett der eigentliche Ort ist, an dem der Konflikt zwischen Orient und Okzident ausgetragen wird. Das Bett ist ein Kriegsschauplatz zwischen arabischer »Tradition« und westlicher Moderne! Diese Zuspitzung mag ein wenig verallgemeinernd sein, doch sie deutet auf die Tatsache, daß die Antennen der Frau Schwingungen, die Neues ankündigen, schneller aufnehmen, als der Mann es vermag. Frauen haben ein besseres Gespür für Veränderungen als Männer. Sie riechen das Neue schon aus der Ferne und fühlen es kommen, und dies gilt

insbesondere für alles, was mit moralischen und im engeren Sinne sexuellen Konventionen und Verhaltensweisen zu tun hat. Daraus ergeben sich Spannungen in ihrem Verhältnis zum Mann. Die Frau sieht und fühlt und begreift, während der Mann nichts davon bemerkt. Die sexuelle Beziehung ist der »Moment«, in dem diese unterschiedlichen Empfindungen zutage treten und sich manifestieren. Die Beziehung zwischen Mann und Frau, Ehe, Scheidung, Kinder, Singledasein, Zusammenwohnen, freie Liebe, Trennung zwischen Sex und Liebe, Sex und Liebe als Einheit ... All diese Themen interessieren mich brennend, und ich versuche soviel wie möglich darüber zu erfahren, wie die Welt mit ihnen umgeht.

Für Homosexualität hatte ich mich dagegen bisher nur allgemein interessiert, gerade so, wie man sich als nicht direkt Betroffener dafür interessiert, denn ich lebe in einer Gesellschaft, die Männlichkeit feiert und verehrt und sie bei jeder Gelegenheit stolz demonstriert. Ein Vater wird bei uns mit dem Namen seines erstgeborenen Sohnes titulierte, und dieser erhält den Namen des Großvaters. Schon die alten arabischen Kritiker haben die großen Dichter ihrer Zeit als »Hengste« (*fuhul*) bezeichnet. Homosexualität gilt bei uns als etwas Anstößiges und Schandhaftes, das es zu unterdrücken gilt, ja als ein strafbares Vergehen. Homosexuelle werden als »Anormale« (*sadd*) bezeichnet, und homosexueller Verkehr gilt als ein widernatürlicher Akt. Ich achte ständig sehr darauf, eine Distanz zum Verhalten, zu den Begrifflichkeiten und den Ideologien der Gesellschaft zu bewahren, der ich angehöre, und stelle die Überzeugungen meiner Mitmenschen, selbst meine eigenen, permanent auf den Prüfstand. Und dennoch habe ich manche gesellschaftlichen Konzeptionen verinnerlicht, ohne daß ich mir dessen immer bewußt werde.

Ich erinnere mich, daß ich große Freude empfand, als mein Sohn zum ersten Mal mit einer Freundin nach Hause kam und mit ihr auf sein Zimmer ging. Ich rief innerlich »hurra!«, als ich hörte, wie er die Tür von innen verschloß. Seine

Männlichkeit war bewiesen. Eine Entwicklung war abgeschlossen. Eigentlich war ich es, dessen Entwicklung abgeschlossen war. Meine Befürchtungen waren ein für allemal verschwunden, und ich trauerte ihnen nicht nach. Mein Sohn war damals vierzehn Jahre alt und lebte bei mir in Beirut. Vorher hatte er bei seiner französischen Mutter in Lyon gewohnt und war dort zur Schule gegangen. Während er dort lebte, hatte ich mir aus zwei Gründen riesige Sorgen um ihn gemacht: daß er drogenabhängig und daß er homosexuell werden könnte. Ich hielt mich immer auf dem laufenden über ihn und überprüfte alles, was ich über ihn erfuhr, daraufhin, ob auch keiner dieser zwei möglichen Unglücksfälle eingetreten war.

Mein Sohn hatte seit seinem dritten Lebensjahr mit seiner Mutter in Frankreich gelebt, die dorthin zurückgegangen war, nachdem wir uns hatten scheiden lassen. Wir hatten vereinbart, daß seine Mutter ihn mitnimmt, denn Beirut erlebte damals die schlimmsten Tage des Bürgerkrieges. Mit vierzehn Jahren kam er wieder nach Beirut, um die Oberschule abzuschließen. Ich war froh über seine Rückkehr, denn in Frankreich hätte er leicht homosexuell werden können, in Beirut dagegen war dies nur schwerlich möglich. So fühlte und dachte ich damals. Aus tiefstem Herzen wünschte ich mir, daß mein Sohn so werden würde wie ich, nur »tausendmal besser«. Vielleicht wollte ich damals auch, daß er »einer von uns« würde – mit »uns« meine ich die Libanesen, die Araber, die Orientalen –, aber natürlich ohne unsere chronischen schlechten Angewohnheiten.

Ich mochte dieses Mädchen, die Freundin meines Sohnes, und wünschte mir, die beiden würden sich lieben und für immer zusammenbleiben. Ohne jeden Zweifel ist es mir auch noch jetzt, da ich diese Worte schreibe, lieber, daß mein Sohn nicht homosexuell ist, und ich zögere nicht, dies zuzugeben. Das heißt aber nicht, daß ich mich von ihm lossagen würde, wenn er es wäre. Ich würde ganz sicher zu ihm stehen.

Ich sagte mir also: Warum nicht?, als Thomas Hartmann mich über die Homosexualität meines Kollegen in Kenntnis setzte. Vielleicht wäre dies eine gute Gelegenheit, offen gelebte Homosexualität einmal aus der Nähe kennenzulernen, gerade in Berlin, wo jedes Jahr eine riesige Homosexuellen-Parade stattfindet. Vergleichbares gibt es bei uns nicht. Wenn die Leute hier hören, was die Homosexuellen in Europa und Amerika treiben, lachen sie oder schmunzeln spöttisch darüber. Sie besehen es sich aus der Ferne und sind der Ansicht, daß sie das nichts angehe.

Aber ich mahnte mich auch zur Vorsicht: Es durften mir keine Schwierigkeiten daraus erwachsen! Ich mußte von Anfang an vorsichtig und unmißverständlich sein und wollte alles abwehren und vom ersten Treffen an klare Grenzen ziehen, die keiner von uns beiden überschreiten durfte. Manche Homosexuelle kennen ihre Grenzen nicht und belästigen andere ohne Hemmungen.

Zumal ich sehr behaart bin, auch wenn ich keinen Schnurrbart trage, der das verrät. Ich sage das ganz offen und ohne Scheu. Ich befürchte, ich bin jetzt schon mitten im Klischee und bediene das Stereotyp über Homosexuelle. Aber was mir und manchen meiner Freunde widerfahren ist, erlaubt mir zumindest die Aussage, daß Brust-, Hand- und Barthaare erregend auf Homosexuelle wirken – so wenige es in meinem Bekanntenkreis auch gab. Mein Freund Sch. M. berichtete mir einmal, daß sein Schnurrbart unseren damaligen gemeinsamen Freund, den Arabisten J.-P. T., erregt habe. J.-P. starb Mitte der achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts an Aids. Er war von scharfer Geistesgabe und unbeschreiblich umfassend gebildet.

Gleichzeitig hatte er einen starken Drang nach Verkehr, und nichts konnte ihn stoppen, wenn er das Bedürfnis nach einem Mann hatte. Er traute sich in West-Beirut, wo damals das Gesetz des Dschungels und absolutes Chaos herrschten, bei Tag und bei Nacht auf die Straße, um sich eine Beute zu suchen, genauer gesagt: einen Wolf, der sich ihn als Beute nahm. Ich war immer wieder verdutzt, wenn ich

ihn traf und er mir berichtete, wo er gestern oder die letzten Tage über gewesen war, welche Straßensperren er passiert und welche Gefahren er gemeistert hatte. Ich konnte es kaum glauben. Wenn er zwei Tage lang seinen Trieb nicht befriedigen konnte, platzte er förmlich. Eben jener J.-P. wurde auch durch mein dichtes Brusthaar erregt. Er war aber klug genug, seine Grenzen zu beachten. Ein weiterer Franzose, F. Q., mit dem ich an der Übersetzung eines Textes ins Französische arbeitete, ließ sich von meiner Handbehaarung erregen. Einmal zupfte er mir an den Haaren auf meinem Handrücken herum und errötete. Ich verbat mir dies in aller Entschiedenheit. Ein anderes Mal war er es, der mich schalt, weil ich mir die Hand kratzte. Er verlangte, ich solle meine Handbehaarung verbergen. Etwas Ähnliches passierte mir mit A. B., einem Libanesen. Er sagte mir, daß Hand- und Brustbehaarung ihn erregten. Als unser Verhältnis in geregelte Bahnen gelenkt war, vertraute er mir einmal an, daß ihn am meisten der Anblick eines Schnurrbartes erregte. Schnurrbarthaare seien für ihn das Merkmal der Körperbehaarung eines Mannes und Zeichen seiner Männlichkeit und Animalität. Was ich hier erwähne, sind individuelle Fälle, die ich selbst beobachten konnte. Ich behaupte nicht, daß es sich dabei um verbreitete Phänomene handelt, die es uns erlauben, auf dieser Grundlage und auf diese Weise ein Bild von Homosexuellen zu zeichnen. Außerdem gebe ich zu, daß ich kein vertieftes Wissen über Homosexualität besitze und nur sehr wenig darüber gelesen habe. Ich gestehe zudem, daß viele Informationen, die ich über Homosexuelle sammeln konnte, eher negativ als positiv sind. Beispielsweise hieß es während der großen Angstwelle wegen Aids zu Ende der achtziger Jahre immer wieder, daß die Gefahr der Ausbreitung des Virus durch homosexuelle Kontakte immer mehr zunehme und daß sich das Virus insbesondere unter Homosexuellen beängstigend ausbreite. Man nannte viele Gründe dafür. Erinnern kann ich mich noch an den, daß Homosexuelle sehr viel mehr Verkehr pflegen als andere Menschen und daß sie ihre Partner in

kurzen Abständen wechseln. Irgendwo geistert mir auch noch im Kopf herum, daß Homosexuelle Haß gegen Männer hegen, die ihre Gefühle nicht teilen. Und daß sie aus irgendeinem Grund Frauen hassen. Aus tausend Gründen.

Jedenfalls bin ich behaart, auch wenn ich keinen Schnurrbart trage. Daran dachte ich, als ich mit Joachim zum ersten Mal vis-à-vis zusammentraf und niemand sonst zugegen war. Es war in dem Appartement, das mir das Berliner Wissenschaftskolleg zur Verfügung gestellt hatte, und in dem ich gemäß der Einladung sechs Wochen lang wohnen sollte.

Er erhob sich damals von seinem Sofa und setzte sich neben mich, als ich ihm gerade die Worte übersetzte, die auf arabisch auf einem Geschenk standen, das ich ihm überreicht hatte. Ich war ein wenig überrascht, daß er sich neben mich gesetzt hatte. Ich ließ ihn das Geschenk und den arabischen Schriftzug betrachten, stand demonstrativ auf und setzte mich ebenso demonstrativ auf das andere Sofa. Ich sagte ihm, daß meine Freundin in Beirut das Geschenk für ihn ausgesucht habe. In Wahrheit hatte ich es selbst ausgesucht, doch ich brachte meine Freundin ins Spiel, um das Gespräch auf sie zu lenken und im weiteren von meiner Beziehung zu Frauen und dergleichen zu sprechen. Es schien uns ganz leicht zu fallen, über solche privaten Themen zu plaudern, zum einen, weil mein Kollege zweifellos sehr aufgeschlossen war und weil zum anderen Offenheit für den jeweils anderen sozusagen »Bedingung« unserer Arbeit im Projekt war. Doch ich war zum Arbeiten hier, und nicht um Angelegenheiten der besagten Art zu regeln. Deshalb war ich entschlossen, mit meinem Kollegen in bezug auf dieses Thema schnell auf den Punkt zu kommen. Also nutzte ich zu Beginn jede Gelegenheit, ihm kundzutun, wie sehr ich Frauen zugetan sei, wie unerträglich mir ein Leben ohne Frau sei und welcher unangenehmer Geruch mir in die Nase steige, wenn ich mich in reiner Männergesellschaft befände. Ich wollte nicht unhöflich sein, aber ich wollte entschieden keine Aufdringlichkeiten. Ich wollte von Beginn an klare Verhältnisse.

Er war frei in dem, was er tat, und mir stand es ebenso frei, dafür zu sorgen, daß ich mich nicht in Umständen wiederfand, die unserer Arbeit abträglich gewesen wären, kaum daß sie begonnen hatte.

In dieser Situation begriff ich, was es für einen Menschen »bedeutet«, ein Mädchen oder eine Frau zu sein, und was es »bedeutet«, Objekt von Erregung und sexuellem Interesse zu sein. So etwas war mir vorher nie in den Sinn gekommen. Seltsam.

Wie eine Frau beim Sitzen ihre Beine zusammenhalten muß, damit nicht mehr als unbedingt »nötig« sichtbar wird, wie sie aufpassen muß, daß, wenn sie sich bückt, nichts von ihrer Brust sichtbar wird, die sie verbergen »muß«, sogar in den »emanzipierten« Ländern! Wie sehr gilt dies dann erst in anderen Ländern, wo Frauen sich komplett verschleiern, um alles zu verbergen, was die Begierde eines Mannes wecken könnte.

Mein Brusthaar mußte ich allerdings nicht verbergen, denn es war kalt in Berlin, und ich trug einen Wollpullover, der mich bis zum Hals einhüllte. Doch ich war selbst überrascht, wie ich von Zeit zu Zeit unwillkürlich die Ärmel meines Hemdes herunterzog, um meine Handbehaarung möglichst zu verdecken, wie eine Frau, die beim Sitzen ihr Kleid so weit wie möglich über ihre Schenkel zieht. Eine Frau ist anders als ein Mann, ging es mir damals durch den Kopf. Ganz plötzlich machte ich diese Entdeckung. Mann und Frau verhalten sich permanent unterschiedlich. Meine Güte, so kann das nicht weitergehen, dachte ich. Als wir einmal zusammen im Bus saßen, legte Joachim seinen Arm auf die Lehne, die zu meinem Sitz gehörte, ohne mich zu berühren, so als wollte er nur eine bequemere Sitzhaltung einnehmen. Ich stand daraufhin auf und stellte mich in den Gang, so daß er dachte, ich wolle mich zum Aussteigen bereit machen, und sagte: »Wir sind noch nicht da.«

Ich kam am Monatsletzten im Oktober 2003, einem Freitag, in Berlin an. Am Abend desselben Tages lernte ich Joachim Helfer bei einem Abendessen kennen,



das Thomas Hartmann als Programmleiter zu diesem Anlaß bei sich zu Hause gab. Am Montag darauf besuchte mich mein Partner in meinem Appartement. Zwischen diesen beiden Terminen erfuhr ich alles, was man über ihn und seine Beziehung zu seinem Freund, mit dem er zusammenwohnt, überhaupt wissen kann. Ich bezog diese Mitteilungen über unterschiedliche Informanten, die alle darauf Bezug nahmen, daß der Betreffende homosexuell sei und mit einem wesentlich älteren Mann zusammenlebe, der an die siebzig Jahre alt sei. Zuweilen trug man mir diese Informationen etwas verschämt zu, zuweilen mit gestellter Selbstverständlichkeit und zuweilen ganz freimütig. Alle Quellen waren natürlich Deutsche, denn ich weiß von niemandem anderer Nationalität, der ihn als Person oder als Schriftsteller kennen würde.

Ich selbst ging dazu über, Joachims Homosexualität sofort zu erwähnen, wenn ich nach ihm gefragt wurde. Als ich beispielsweise im Wissenschaftskolleg einmal auf ihn wartete, begegnete ich dem im Exil lebenden ägyptischen Denker Nasr Hamid Abu Zaid. Ich lernte ihn hier zum ersten Mal persönlich kennen. Wir saßen zusammen und tranken Kaffee. Ich berichtete ihm, daß ich im Rahmen des Programms »West-Östlicher Diwan«, das ihm bekannt war, hier sei. Auf die Frage, wer der Schriftsteller sei, mit dem ich zusammenarbeite, antwortete ich, daß es ein homosexueller Autor sei. Ich nannte das westliche Wort »homo« und das arabische *mitli* obendrein. Ich wollte nicht das arabische *luti* benutzen, da es eine negative Konnotation hat, und benutzte daher den neutralen arabischen Neologismus *mitli*, der eine direkte Übersetzung von »homosexuell« darstellt, aber ich sprach es so aus, daß es klang wie »wie ich«. \* Abu Zaid fragte daher nach: »Wie Sie?« Ich verneinte sogleich und stellte die Sache so eilig klar, als wäre mir der Teufel auf den Fersen. Ich wollte nicht, daß ihn auch nur der leiseste Zweifel beschlich! Joachim erzählte mir seine »ganze« Geschichte schon bald selbst, so daß meine Informationen über ihn nun nicht mehr nur auf Gerüchten und Mutmaßungen

beruhten. Er hatte demnach seinen Freund N. in den Ferien in Südfrankreich kennengelernt; N. war 38 Jahre älter als er. Joachim selbst war 19 Jahre alt, sein Freund 57. Seitdem, also seit zwanzig Jahren, sind sie ein Paar. Sie leben in derselben Wohnung, schlafen im selben Bett und teilen alles, was Eheleute teilen. Kein Streit unter ihnen führte je zur Trennung, weil, so Joachim, ihre freie Verbindung stärker sei als eine amtliche oder kirchliche. Sie haben sich gefunden! Jeder hat seine andere, ihn ergänzende Hälfte gefunden, so wie man es über einen Mann und eine Frau sagt, die perfekt harmonieren.

N. stammt aus einer Berliner Familie, die bis zum Krieg ein Wohnhaus in einer Gegend der Stadt besaß, die später zu Ostberlin gehörte. Nach der Vereinigung erhielt er es zurück, verkaufte es zu Teilen, renovierte das Obergeschoß und zog mit Joachim ein. Joachim glaubt, daß ihn eine Vorsehung mit N. zusammen gebracht hat, und wollte, daß er mit ihm lebt und N. sein Vergnügen mit ihm hat – ein so starkes Vergnügen, wie ein Mann dieses Alters es mit einem so jugendlichen Mann eben empfinden kann. Denn Joachim glaubt fest an eine Vorsehung, die das Universum steuert und unser Schicksal bestimmt.

Seit seinem Zusammentreffen mit diesem Mann hat Joachim sich keiner Frau mehr zugewandt und den weiblichen Körper nicht mehr als eine Quelle der Lust wahrgenommen. Er bemerkt ihre körperliche Existenz gar nicht mehr. Dies konnte ich in der Zeit, die wir zusammen verbrachten, selbst beobachten. Wir aßen einmal zu Abend in München, wo wir im Rahmen unseres Arbeitsprogramms einige Unternehmungen geplant hatten. Während wir aßen, lief eine auffallend schöne schwangere junge Frau an uns vorbei. Sie war stolz auf ihren gewölbten Bauch, ihre dünne, enganliegende Kleidung betonte noch die Rundung und ließ sie wie nackt erscheinen. Es war, als hätte sie ihren Bauch schwarz angemalt, und diese schwarze Farbe gab dem, was von ihrer Haut zu sehen war, etwas Erhabenes. Ich blickte sie schwärmerisch an und stellte mir vor, daß sie mich dafür dankbar

anlächeln würde, doch sie schaute nur verwundert zurück. Ein fragender Blick, so als wollte sie wissen, warum und mit welchem Recht ich sie so anstarre und was an ihr wohl Anlaß dazu gebe. Ich teilte Joachim meine Hilflosigkeit und Überraschung mit und sagte ihm, daß ich weder in Libanon noch in Frankreich, wo ich jahrelang gelebt hatte, je etwas Ähnliches erlebt hätte. Ich stellte die Frage, ob das Verhalten dieser jungen Frau wohl individuell und persönlich oder in einer allgemeinen Kultur begründet sei. Doch Joachim sagte nur, daß er sie nicht bemerkt habe. Ein anderes Mal begegneten wir einer Dame, deren Kleidung tiefen Einblick in ihr Dekolleté gewährte. Dies war schon deshalb auffällig, weil es fünf Grad unter Null war. Sie zog meine Blicke stark auf sich, und ich sagte scherzhaft zu Joachim: »Solche Brüste sollte man verbieten.« Er verstand nicht und fragte mich, was ich meinte. Ich fragte ihn zurück, ob er denn nicht die Brüste dieser Frau gesehen habe, die so schön und quälend aufreizend seien, doch er sagte nur: »Ich habe nicht darauf geachtet!« Diese Antwort überraschte mich, obwohl ich mich schon langsam an ihn gewöhnt hatte. So etwas ist in Libanon ganz selten. Keine Frau läuft dort so elegant und mit so perfekt runden Brüsten herum, noch dazu im Januar (und dies war ein Dezember in Berlin!), ohne alle Blicke auf sich zu ziehen. Wie konnte es sein, daß diese Brüste jemandem nicht auffielen! Sie schrieen doch förmlich nach Erlösung aus ihrer Gefangenschaft und riefen die Vorüberkommenden um Hilfe: Holt uns hier heraus, ihr freien Menschen! Wir Araber sind ritterlich von Natur, und Ritter sind edel. Sie erlauben sich keine Zögerlichkeit, wenn es darum geht, der Unschuld und der Schönheit zu Hilfe zu eilen, mögen dem auch noch so viele Schwierigkeiten entgegenstehen! Joachim aber sieht den weiblichen Körper nicht wie ich oder wie Männer meinesgleichen. Und wenn er ihn sieht, so hat er damit keinerlei »Problem«. Was ihn von Frauen fernhält, ist allerdings nicht ihr Körper, sondern ihr Gemüt. Er hat einfach kein Bedürfnis nach ihrer Zärtlichkeit und Sanftheit.

Worauf er allerdings auf der Straße und überall sofort aufmerksam wird, das sind junge Männer. Er behauptet sogar, er könne erkennen, wer von ihnen homosexuell wie er selbst sei und wer nicht. Im Berliner Pergamon-Museum, wo Exponate alter irakischer Kunst ausgestellt sind, standen wir einmal vor einer wunderbaren weiblichen Halbstatue, und ich sagte: »So eine Frau macht mir das Leben schön.« Joachim überraschte mich mit der Entgegnung: »Und mein Leben macht so ein Mann schön!« Und er deutete mit Blicken auf einen jungen Museumswärter, der durch den Saal schritt, in dem wir uns befanden. Ich fragte ihn, ob er glaube, daß der Mann homosexuell sei, und Joachim sagte: »Ganz sicher. Ich wette mit dir darauf um alles, was ich besitze!« Ich konnte beobachten, wie er im Restaurant, auf der Straße, im Museum oder sonstwo junge Männer mit seinen Blicken verfolgte und dabei rot wurde.

Bis er mir eines Abends nach einem Besuch der *Aida* in der Neuen Oper Berlin, zu dem er mich eingeladen hatte, bei einem Glas Wein erzählte, daß er von einem jungen Mann träume, der für ihn das sein könnte, was er selbst für N. gewesen sei. Diesem würde er all seine Liebe und Zuneigung geben, so wie N. es getan habe. Und er sei sich sicher, daß die Vorsehung, die unser Universum steuere, ihm dabei helfen werde, seinen Traumjüngling zu finden, ja er zweifle in keiner Weise daran, weil er ihn lieben wolle und ihm alles zu geben bereit sei, was er in Herz und Seele besitze.

An diesem Abend, nach dem Besuch der *Aida*, kam mein Kollege beim Wein in eine selten freimütige Stimmung, und ich hörte aufmerksam zu. Ich höre grundsätzlich mit Interesse zu, wenn andere Leute ohne Beschönigung, Rhetorik und Prahlerei oder dergleichen von sich selbst sprechen, ich höre besonders genau hin, wenn jemand »richtig offen« redet. Mein Kollege sprach in jenem Moment ohne zu stocken über seine Träume, über das, was ihn im Geiste bewegt und über seine Pläne. Joachim träumt von einem Jüngling! Ich wollte ihn in diesem Moment

fragen, ob er nicht juristische Verfolgung zu befürchten habe, wenn er eine Beziehung mit einem Minderjährigen anfangen würde, aber ich schob die Frage auf, weil sie dem Niveau der Unterhaltung nicht gerecht geworden wäre.

Ich wollte ihn auch nach etwas anderem fragen, und zwar: Wenn er einen jungen Mann begehre, so würde dieser ja auch der Sohn eines anderen Mannes sein. Er selbst bemühe sich aber nicht darum, ein Kind zu zeugen. Er wolle also in den Genuß des Ergebnisses der Bemühungen anderer Leute, nämlich ihrer Kinder, kommen, ohne sich selbst die Mühe zu machen, anderen die Möglichkeit zu geben, in den Genuß seines eigenen Kindes zu kommen! Auch diese Frage sparte ich mir für ein anderes Mal auf. Ich wollte den Redefluß meines Freundes in seiner Offenheit nicht unterbrechen. Es wäre nicht angemessen gewesen, in dieser Situation anderweitige Fragen zu stellen.

Er sprach davon, daß er Kraft zu großer Liebe verspüre und den Wunsch, etwas zu geben. Und die Vorsehung, an die er glaube, werde dies würdigen, denn Liebe sei etwas Grundlegendes. Bei anderer Gelegenheit fragte ich ihn einmal, ob er sich einen Sohn wünsche. Er verneinte, aber es war kein striktes Nein, denn sein Problem besteht ja nicht in einem Sohn, sondern in einer Frau. Er will nicht mit Frauen leben und hat sich seit zwanzig Jahren keiner genähert. Daher könne sein Kind, wenn er sich denn eines Tages eines wünschen würde, allenfalls von einer Frau stammen, die nur Frauen liebe und nicht mit einem Mann leben wolle.

Er vermutet jedoch manchmal, daß er bereits zwei Kinder hat – gezeugt mit zwei verschiedenen Frauen, bevor er seinen Partner N. kennenlernte. Mit der ersten hatte er nur einmal Kontakt, mit der zweiten dauerte die Beziehung eine Woche. Die erste gehörte zu seinem Bekanntenkreis und war seit langem verheiratet. Er verbrachte mit ihr eine Nacht. Sie sagte ihm, daß sie sich ein Kind von ihrem Mann wünsche, daß dieser jedoch behaupte, kein Kind zu wollen. Sie aber glaube, daß er sich eigentlich sehr wohl eines wünsche, gleichwohl aber Angst vor der

Verantwortung habe und fürchte, daß sich dadurch seine Beziehung zu ihr verändern würde. Er hatte also Angst davor, so glaubte sie, daß er sie an das Kind verlieren würde. Sie meinte aber, es sei ebenso möglich, daß er unfruchtbar sei und sich dies nicht eingestehen wolle. Er wolle zu keinem Arzt gehen, um sich mit dem Problem auseinanderzusetzen. Er habe zu viel Angst davor. Diese Frau war etwa dreißig Jahre alt, und Joachim erst siebzehn. Sie wußte, daß er homosexuell war und sich eigentlich keine Frau, sondern einen Mann wünschte. Am nächsten Morgen sagte sie ihm, während sie sich anzog: »Wenn ich schwanger werde, ist es vielleicht von dir!« Er sagte: »Warum hast du nicht verlangt, daß ich ein Kondom benutze? Wenn ich selbst nicht gefragt habe, dann nur deswegen, weil ich dachte, du nimmst die Pille.« Sie antwortete: »Ich habe die Pille schon seit einiger Zeit abgesetzt, ohne es meinem Mann zu sagen. Trotzdem bin ich bis jetzt nicht von ihm schwanger geworden, so daß ich schon an mir selbst zweifelte und dachte, das Problem liege vielleicht bei mir und nicht bei ihm.« Nach sieben oder acht Monaten traf er sie zufällig wieder. Sie hatte einen dicken Bauch und war stolz auf ihre Schwangerschaft. Sie begrüßten sich nur beiläufig, ohne stehenzubleiben, oder hielten nur kurz an. Es war an einem Café am Straßenrand, sie hätten sich also kurz setzen können, aber sie wollte oder konnte nicht.

Ich fragte ihn, ob er keine Sehnsucht nach diesem Kind habe, ob er nicht gerne die Vaterschaft anerkennen und mit der Mutter darüber reden würde, damit nicht alles unausgesprochen und verdrängt bliebe. Er verneinte. Aber es war kein entschiedenes Nein. Und dann sagte er: »Vielleicht war ich ihnen nützlich« (er meinte seine damalige Freundin und ihren Mann), »indem ich ihnen Glück geschenkt habe, ohne etwas dabei zu verlieren.« Ich fragte ihn, ob er das Kind je gesehen habe. Er verneinte. Ob er es sehen wolle? Nein. Ob er wolle, daß es eines Tages erführe, daß er der Vater sei? Auch dies verneinte er (wenn auch nach einigem Nachdenken).

Die andere Frau kannte er aus Schulzeiten. Sie war etwa in seinem Alter und wollte in wenigen Tagen heiraten. Sie trafen sich eines Nachmittags und schliefen miteinander. Sie offenbarte ihm, daß sie deswegen mit ihm schlafen wolle, weil ihr Verlobter älter sei und sehr viel mehr sexuelle Erfahrung habe als sie. Deshalb wolle sie mit Joachim kurz vor ihrer Heirat Erfahrungen sammeln, um mit ihrem Partner gleichzuziehen, damit ihre Ehe nicht scheitere. Ihre Beziehung ging etwa eine Woche lang so, wobei sie sich mehrfach jeweils den ganzen Nachmittag über trafen. Nach einigen Jahren begegnete er ihr wieder und erfuhr, daß sie zwei Kinder habe, wobei, so beeilte sie sich ihm zu sagen, das erste von ihm, Joachim, sein könnte. Seither hat er sie nicht wieder gesehen und keinen Kontakt mehr zu ihr gehabt. Er weiß weder, wo sie jetzt lebt, ob sie noch in derselben Stadt wohnt, noch ob sie überhaupt noch am Leben ist. Mein Kollege Joachim hatte sie nicht gefragt, was sie dazu bringe anzunehmen, ihr erstes Kind sei von ihm. Ich gab meiner Verwunderung darüber Ausdruck, daß er überhaupt nicht neugierig war und so tat, als hätte die Sache gar nichts mit ihm zu tun. Meine Verwunderung überraschte ihn, und er dachte kurz nach, als würde er eine Antwort suchen, erwiderte aber nichts. Selbst als ich ihn fragte, ob das Kind denn ein Mädchen oder ein Junge sei, sagte er, er wisse es nicht! Ich fragte weiter, ob er es denn gern wüßte, worauf er die Hände und den Kopf hob. Ich verstand diese Geste nicht und weiß auch nicht, ob es eine ihm eigene oder eine dieser Gebärden war, die die Deutschen beim Sprechen zuweilen einsetzen oder statt zu sprechen benutzen, so wie wir manchmal den Kopf heben, um ein Nein auszudrücken oder ihn nach rechts und links bewegen, um die Frage »Was?« anzudeuten. »Sie hat mit mir geschlafen, um Erfahrungen zu sammeln, sagte sie. In Deutschland entscheidet heute die Frau, ich habe es dir schon öfter gesagt. Sie bestimmt, was sie vom Mann will. Da gelten wir Männer gar nichts.« »Okay«, sagte ich, »aber du hast das Kind gezeugt! Du bist der Vater!« Joachim schwieg.

Später sagte er zu mir, ohne daß ich ihn danach gefragt hätte, daß seine Schwester und sein Bruder jeweils drei Kinder hätten, die er sehr gern habe und die er gerne sehe. Er habe ein gutes Verhältnis zu ihnen, obwohl sie in einer anderen Stadt lebten. Ich fragte mich, ob er damit wohl meine, daß seine Nichten und Neffen für ihn wie eigene Kinder seien, und ob seine Zuneigung zu diesen ihn vielleicht davon entbinde, seine eigenen Kinder zu lieben, und ihm somit nicht »vorgeworfen« werden könnte, er sei durch seine Kinderlosigkeit menschlich unvollkommen. Zudem erzählte er mir, daß die mittlere Tochter seines Bruders sehr hübsch sei. Sie sei zwölf Jahre alt und wirke schon wie eine Frau, was ihrem Vater Sorgen mache. Dies verführte mich dazu, ihm eine unangenehme Frage zu stellen, zumal er eine solche Indifferenz in bezug auf die Vaterschaft gezeigt hatte: »Nimm einmal an, daß deine Nichte sich, wenn sie volljährig ist, dazu entscheidet, Pornodarstellerin zu werden. Was hieltest du davon?«

Er war von der Frage genauso überrascht, wie ich es erwartet hatte. Ich erlaubte mir diese Frage, weil ich mit ihm bei einer früheren Gelegenheit einmal ausführlich über Pornodarstellerinnen und deren Verhältnis zu ihren Eltern und Geschwistern gesprochen hatte. Er hatte mir sogar dabei geholfen, ein Interview mit einer Pornoschauspielerin führen zu können. Ich traf sie in seinem Beisein im Literaturhaus Fasanenstraße in Berlin, und er dolmetschte für sie und mich. Er hatte vor dem Interview deutlich betont, daß die herrschende Moral für ihn keine Gültigkeit habe und daß er lediglich auf dem Wert der persönlichen Freiheit insistiere. Zu dieser stand er ohne Vorbehalt und Zögerlichkeit, ja mit Vehemenz, so als habe er an der Richtigkeit dieses Wertes nie gezweifelt und als sei dies ein Anliegen, das ihm Impuls und Energie zum Disput verleihe.

Ich fragte ihn also, was er dazu sagen würde, wenn seine Nichte sich für eine Karriere als Pornodarstellerin entschied. Nachdem er seine Überraschung schnell überwunden hatte, antwortete er, daß ihn das sicher traurig machen würde und daß



es für seinen Bruder eine Katastrophe wäre. Dann sagte er jedoch, daß er es respektieren würde, wenn es die Entscheidung des Mädchens wäre. »Warum nicht?« sagte er nach kurzer Gedankenverlorenheit.

Er hatte als Betroffener geantwortet, nicht als Außenstehender oder analysierender Soziologe, und nicht als ein Verteidiger der Freiheit des Einzelnen, wie es während der Diskussion einige Tage zuvor der Fall gewesen war. Doch, so ergänzte er, er sehe die Sache nicht vom moralischen Standpunkt, und wenn es sie denn glücklich machte, würde er sich auch für sie freuen. Dann korrigierte er: Er würde sie vor ihrer Entscheidung fragen und mit ihr reden. Wenn sich aber herausstelle, daß sie glücklich damit sei, dann bitte, warum nicht. Seinem Bruder würde es moralisch weh tun, aber er würde letztlich nichts dagegen ausrichten können, denn was seine Tochter willentlich entscheide, würde Wirklichkeit. Sobald sie volljährig sei, habe er kein Recht mehr, sie zu etwas zu zwingen, was sie nicht wolle, oder sie von etwas abzuhalten, was sie wolle. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, daß er vorher noch mit weniger Begeisterung von dem Thema gesprochen habe, gestand er, daß er als ein direkt Betroffener geantwortet habe und nicht als jemand, der seine Meinung zu einem allgemeinen Thema äußert.

Ich besuchte ihn an einem Montag zum ersten Mal in seiner Wohnung. Er stellte mich seinem Freund vor, und wir aßen zusammen zu Mittag. Ich hatte einige Befürchtungen gehabt, bevor ich ankam. Aber eine noch größere Rolle spielte das, was ich unbewußt dachte: Irgendwo in meinem Kopf hatte ich die Vorstellung, daß eine Beziehung von Homosexuellen rein sexuell geartet und unnatürlich sei und daß sich dies in allem widerspiegeln müsse: in der Wohnungseinrichtung, an den Türgriffen, den Tellern, am Besteck und im Badezimmer. Im Badezimmer ganz besonders, denn hier schlummert die Sünde, an der Türklinke zum Bad, aber auch im Spülbecken, wo die Essensreste von zwei »unverheirateten« Männern an Besteck und Geschirr kleben und ihre Lippenabdrücke auf Kaffee- und Teetassen

sowie auf Wein- und Whiskygläsern und anderem zu finden wären ... Wenn zwei Männer zusammenleben, so bedeutet das Schmutz, Unordnung und das Fehlen einer Frau! Eine Frau bedeutet Sauberkeit, Sorgfalt und Sorge um die Wohnungseinrichtung. Eine Frau ist von Natur aus der Gegenpol zu Schmutz, Fäulnis, Gestank und vergessenen Winkeln.

Meine Mutter hat früher die Kleidung meiner drei älteren Brüder, die in einer Autowerkstatt arbeiteten, jeden Abend gewaschen. Sie kamen von der Arbeit mit Kleidern zurück, die aussahen, als hätte man sie in Schmiere und Autoöl eingetaucht und dann mit Erde eingerieben. Sie zwang sie jedesmal, sich zu waschen, und wusch ihrerseits ihre Kleidung mit bloßen Händen, denn sie hatte keine Waschmaschine. Jeden Abend! Und kaum hatte meine Freundin (bevor ich eine Haushälterin bekam) meine Wohnung betreten, verwandelte sie meine Küche in einen prächtigen Ort, an dem es vor Sauberkeit glänzte, eine Sauberkeit, die wie Licht war! Schön, diese Gemeinsamkeit von Sauberkeit und Licht. Und nachdem wir uns zerstritten hatten und sie mich verließ, empfand ich Sehnsucht nach dem Glanz ihrer Sauberkeit.

Aber die Wohnung meines Kollegen und seines Lebenspartners war sehr sauber und hell. Sie hatte eine breite Fensterfront, von der man den Himmel über den Dächern Ostberlins sah. Es war eine angenehme Überraschung. Die Wohnung war sparsam und geschmackvoll eingerichtet, jedes Stück war einzeln und mit Bedacht ausgewählt und gekauft, ja es schien, als wäre es extra für diesen Ort hergestellt worden. Alles paßte wunderbar zusammen und ließ die Wohnung groß und weit, aber nicht leer erscheinen und lud zum Umhergehen ein. An den drei Wänden außer der Glasfront hingen Bilder eines Künstlers, mit dem N. befreundet ist, jedes davon mehrere Quadratmeter groß, sie paßten ebenfalls hervorragend zur Wohnung. Ich habe nie zuvor eine ähnliche Wohnung gesehen, allenfalls bei reichen Leuten mit gutem Geschmack und umfassender Bildung.

Die Angst vor Dreck und Unreinheit steckt tiefer in uns, als wir es uns vorstellen. Joachim selbst wäscht sich seine Hände nach dem Gang zur Toilette so, als wolle er sie für ihr schändliches Tun bestrafen. Er reibt sie mit Seife ein und wäscht sie ein ums andere Mal ab wie bei dem Versuch, einer schlimmen Krankheit zu entkommen, die an den Händen klebt, weil sie sein Glied berührt haben und in die Nähe der Mündung der Harnröhre gekommen sind. Gleiches konnte ich bei vielen Deutschen beobachten. Sie scheinen das männliche Glied für einen Satan zu halten, der in einer finsternen Kloake wohnt.

Die Wohnung der beiden überraschte mich also durch ihre geschmackvolle und kultivierte Einrichtung und ihre Sauberkeit. Ich wurde nun noch neugieriger. Ich hatte nie zuvor ein homosexuelles Paar zu Hause besucht. Joachim führte mich durch alle Zimmer und zeigte mir jeden Winkel, als er merkte, daß es mich interessierte. Aber mir ging auch noch etwas anderes durch den Kopf. Dieses Männerpaar in dieser weitläufigen Wohnung brachte mich auf den Gedanken der Fortpflanzung und des Fortbestandes der Menschheit und die Zunahme beziehungsweise Abnahme der Bevölkerungszahl in unterschiedlichen Gesellschaften. Das Thema demographische Entwicklung interessiert mich nachhaltig und reizt mich zu starken und widersprüchlichen Emotionen. Ich freue mich, wenn ich auf der Straße Menschen in alle Richtungen strömen sehe, die ihrer Arbeit nachgehen, und ich freue mich, gesunde junge Menschen zu sehen. Dagegen empfinde ich Bedrückung und Angst vor Gesellschaften, die immer älter werden. Ich habe dies einmal in einem Interview angesprochen und gesagt, daß das Unfertige, das man in den sogenannten Entwicklungsländern überall sieht, etwas Poetisches hat und daß diese Poetik anerkannt werden sollte. Ich meinte damit, daß man sie herausstellen und verteidigen sollte, damit sie im öffentlichen Diskurs, besonders unter den Intellektuellen, nicht so verächtlich behandelt wird. Man kritisiert eine Mentalität, die es zuläßt, daß Gebäude und ganze Städte unfertig

bleiben, wohingegen in den sogenannten fortgeschrittenen Ländern jede Stadt und jedes Gebäude in seiner endgültigen und fertigen Form dasteht. Man kritisiert die Pfeiler und die Eisenstäbe, die über den Dächern von Häusern aufragen und angeblich gegen den guten Geschmack verstoßen.

Ich sehe dies ganz anders. Für mich drückt sich darin pulsierendes Leben aus, so wie einen der Anblick von Wasser, das einen Berg herunterströmt, im Herzen erfreut und für Leben und Belebung steht. Der Hausherr errichtet zunächst zwei Säulen auf dem Dach des Gebäudes und befestigt dazwischen eine Leine, an der seine Frau Wäsche aufhängt, die in der Sonne und an der wehenden Luft trocknet. Dann werden weitere Pfeiler errichtet, an die der Vater eine Laube anbaut und auf die er schließlich ein neues Dach setzt. In die so entstandene Wohnung zieht der frisch verheiratete Sohn. Auf das neue Dach werden wieder Pfeiler und Eisenstreben gesetzt, damit ein weiteres Dach folgen kann. In den fertigen Wohngebieten der entwickelten Länder hingegen sieht man kein einziges Kind, und wenn man doch einmal eines antrifft, dann ist dies eine unerwartete schöne Überraschung. Andererseits macht mir die Bevölkerungszunahme, die, wie man sagt, die Ressourcen der Erde aufbraucht, auch angst. Ich glaube nicht, daß die Menschen zielgerichtet eine bestimmte Geburtenrate anstreben. Es gibt sicherlich Gründe für eine bestimmte Bevölkerungsentwicklung, aber sie geschieht nicht mit bewußten Zielen, soll heißen: Die Gesellschaften in Europa, Nordamerika und Japan haben nicht deswegen eine geringe Geburtenrate, weil sie dieses Ziel formuliert und sich dessen Verwirklichung zur Aufgabe gemacht haben. Ebenso nimmt die Bevölkerung in Asien, Afrika und Lateinamerika nicht deswegen zu, weil dies eine Zielvorgabe darstellt. Mir liegt dieses Thema sehr am Herzen, und ich habe mich mit Joachim lange darüber unterhalten. Ich fragte, er antwortete. Einmal fragte ich ihn: »Glaubst du nicht, daß eine Gesellschaft, die die Homo-Ehe legalisiert, ein gestörtes Verhältnis zu sich selbst hat? Die Deutschen vermehren

sich nicht mehr. Es scheint, als ob sie mit der Legalisierung der Homo-Ehe ihren Wunsch unterstrichen, sich als Gesellschaft nicht mehr zu reproduzieren.« Er sagte: »Hör mal, es gibt in jeder Gesellschaft einen Anteil von zwei bis vier Prozent an Homosexuellen. Was sollen wir mit ihnen machen?« Ich gab zurück: »Die Vergesetzlichung der Homosexuellenehe ist etwas anderes als das Recht eines Homosexuellen auf Selbstverwirklichung.« Er antwortete also weniger auf meine Frage als auf sein eigenes Anliegen. Mir aber geht es darum, ganz ohne Moral gesprochen, daß eine Gesellschaft, die homosexuelle Beziehungen gesetzlich so festschreibt, daß sie der Ehe zwischen Mann und Frau gleichgestellt sind, gewissermaßen akzeptiert, daß sie verschwindet und vergeht. Dies gilt insbesondere für die deutsche Gesellschaft.

Ich habe gehört, daß fünfzig Prozent der Wohnungen in Berlin von Alleinstehenden bewohnt werden. Ein Freund erzählte mir, daß er Ende der siebziger Jahre große Schwierigkeiten hatte, mit seiner Frau eine Mietwohnung zu finden, weil sie drei Kinder hatten. Viele Deutsche erklären mir, daß Deutschland doch genügend Einwohner habe, wozu also noch mehr! Eine deutsche Dichterin von etwa fünfzig Jahren sagte zu mir einmal: »Gott sei Dank habe ich keine Kinder außer mich selbst. Ich bin mein eigenes Kind.« Andere wieder machen sich die Sorgen der ganzen Welt zu eigen und argumentieren: »Die Welt hat mehr als genug Menschen, ich möchte keine Kinder.« Joachim selbst antwortete einmal auf meine Frage, ob er sich kein Kind wünsche: »Deutschland hat 80 Millionen Einwohner, willst du noch mehr?«

Natürlich sage ich nicht, daß der Geburtenrückgang in Deutschland in der Homosexualität begründet ist, aber ich behaupte, daß die Homo-Ehe damit zusammenhängt. Sie geht einher mit der niedrigen Geburtenrate, dem steigenden Lebens- und Kulturstandard, der Wichtigkeit, die dem einzelnen und seinen individuellen Freiheiten eingeräumt wird, der zunehmenden Beachtung von

Frauenrechten, insbesondere ihres Rechtes auf Arbeit und Karriere und dergleichen und der allgemein starken Präsenz der Frauen in der Gesellschaft. Die Homo-Ehe ist Ursache und Folge und Teil des Ganzen.

Aber mein Partner hatte kein großes Interesse, das Thema unter diesem Gesichtspunkt zu diskutieren. Ihm war eher an der Verteidigung seiner Rechte gelegen, insbesondere weil er in seiner Jugend unter seiner Veranlagung hatte leiden müssen und wie die meisten Homosexuellen Scham empfand, seine eigentlichen Wünsche und seine sexuelle Identität zu offenbaren. Nun ist er stark darauf bedacht, an dem festzuhalten, was er erreicht hat.

Er kann sich nicht erinnern, wann er sich zum ersten Mal zum männlichen Geschlecht hingezogen gefühlt oder wann er zum ersten Mal mit einem Mann geschlafen hat, aber er weiß noch genau, wann er zum ersten Mal mit einer Frau Geschlechtsverkehr hatte. Von Männern fühlte er sich jedoch immer angezogen, während seine Zuneigung zu Frauen relativ spät und nur gelegentlich auftauchte. Joachim glaubt, daß er sich seiner Homosexualität zum ersten Mal mit fünf Jahren bewußt zu werden begann und daß er schon in diesem Alter endgültig homosexuell war. Er mußte aber erst einmal den Mut dazu aufbringen, es zu sagen. Wie sollte ein so junges Kind, dem es widerstrebt, seine Eltern zornig zu machen und sie in eine peinliche Situation zu bringen, den Mut dazu finden? Die Scham! Die Scham zu überwinden, das war das Schwierige. Ein Schulfreund von Joachim, der ebenfalls homosexuell war, hatte Selbstmord begangen. Sie hatten viel über das Thema gesprochen, und Joachims Mutter hatte sich daran beteiligt und versucht zu helfen, aber der Schulfreund beschloß, seinem Leben ein Ende zu setzen, weil er der Probleme nicht Herr wurde, die sich vor ihm auftaten und die ihn gnadenlos überrollten.

Als ich Joachim fragte, was seine Mutter dazu gesagt habe, daß er, ihr Sohn, homosexuell sei, antwortete er mit bemerkenswerter Entschiedenheit, daß er

emotionale Erpressung auf den Tod nicht ausstehen könne und daß er es immer gehaßt habe, wenn seine Mutter zu ihm gesagt habe: »Ich hab dich lieb, wenn ...« Wer ihn möge, der müsse ihn bedingungslos so mögen, wie er sei. Er lasse sich nicht gern ein Verhalten aufzwingen, das nur dazu dient, andere glücklich zu machen. »Wenn du das und das machst, bin ich froh. Wenn nicht, dann werde ich vor Kummer weinen. – Ich glaube, Erpressungsstrategie ist eine weibliche Domäne«, sagte er offen.

Aber Joachims Mutter war sehr verständnisvoll, als sie die Wahrheit erfuhr, und blieb es auch später, so daß sie sogar ein gutes Verhältnis zu N. aufbauen konnte, nachdem sie ihn kennengelernt hatte. Sie war Katholikin, hatte Soziologie studiert und arbeitete in einer Institution, die dem Sozialministerium unterstand. Sie war von kühler Natur, aber Joachims Verhältnis zu ihr war gut.

Sein Vater war eineinhalb Jahre lang in Kriegsgefangenschaft gewesen. Er war Sozialdemokrat und wurde deshalb in der sowjetisch besetzten Zone zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde jedoch nicht vollstreckt, und er blieb statt dessen über acht Jahre lang im Gefängnis, bis er 1956 gegen Gefangene in Westdeutschland ausgetauscht wurde. Auch er war kühl, und er war ein Spötter. Er trug immer einen Trenchcoat und legte nie die Pfeife aus der Hand. Die Frauen waren ihm zugetan. Er verließ seine Frau, Joachims Mutter, und ließ sich in Ghana nieder. Er war dort Direktor des Büros der Friedrich-Ebert-Stiftung und heiratete eine ghanaische Frau, die noch heute in Botswana lebt. Er war Protestant. Die Homosexualität Joachims war für ihn kein Thema.

Der Großvater, damals schon in sehr fortgeschrittenem Alter, erhob keinerlei Einwände gegen Joachims Verhältnis mit N. und seine Paarbeziehung mit ihm. Er war bürgerlich-konservativ und neigte dem Nationalismus zu, ohne Nazi zu sein. Er war in den zwanziger und dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts in Sachsen als Richter tätig gewesen, zuletzt als Landgerichtspräsident. Während des Zweiten

Weltkriegs war er Armeemoffizier. Später ernannten ihn die Alliierten zum Direktor der Bank der Deutschen Luftfahrt in Abwicklung. Diese Position behielt er bis zur Pensionierung. Sein Großvater war ihm also nicht ablehnend, sondern verständnisvoll gesinnt, ja mehr noch: In einem Brief an Joachim gab er einmal seinem Bedauern darüber Ausdruck, daß es ihm nicht vergönnt gewesen sei, N. zu treffen und ihn kennenzulernen!

Trotzdem klagt Joachim über das, was er erleiden mußte, und er spricht mit Schmerz von dem Unrecht, das den Homosexuellen im Laufe der Geschichte angetan wurde. Das Naziregime habe sie wie Juden verfolgt, und sie seien noch heute in vielen Teilen der Welt unterdrückt und müßten sich verstecken wie Mäuse, um nicht aufzufallen und Opfer von Beleidigungen oder Arbeitsverbot zu werden. Sie würden immer noch an vielen Orten verurteilt und ins Gefängnis geworfen, nur weil sie sind, wie sie sind.

Die demographische Zukunft Deutschlands und der Welt war nicht das, was Joachim umtrieb. Ihn interessierte seine persönliche Zukunft. Die Zukunft Deutschlands ist für ihn so etwas wie ein Naturvorgang, zu dem er nichts zu sagen hat, etwas wie Regen, Wolken, Sonne, Tag und Nacht. Wenn er mit mir darüber sprach, dann, so glaube ich, nur mir zuliebe, aber worüber er offenbar intensiv und gerne sprach, das waren zwei Dinge: Frauen und sein tiefer Wunsch, einen sehr viel jüngeren Mann zu finden, der für ihn das wäre, was er für N. war und noch immer ist. Das war es, so schien mir, was ihn damals beschäftigte.

In bezug auf das Thema Frauen hatte er eine eindeutige Meinung: Die deutsche Frau von heute wähle sich ihren Mann selbst, ohne daß der Mann dabei zu bestimmen hätte. Versuche der Mann sich eine Frau zu wählen, so ärgere sie das, sie werfe ihm Unhöflichkeit vor und beschuldige ihn, seine Grenzen überschritten zu haben. Als Mann habe man überhaupt kein Recht, einer Deutschen »etwas anzubieten«, wie freundlich und höflich man dabei auch vorgehe. Sie sei es, die



etwas anbiete, während der Mann zurückhaltend, schüchtern und brav zu sein und sich anständig zu benehmen habe. Als Mann suggeriere man allenfalls freundlich, aber die Frau sei es, die die Initiative ergreife – wenn sie dies wolle. (Während unseres Gesprächs darüber kam mir in den Sinn, daß eine höfliche Frau bei uns zurückhaltend essen soll, wenn sie bei Fremden eingeladen ist. Wenig zu essen gilt als gute Eigenschaft einer Frau, selbst wenn sie dick ist und ihr sparsames Zugreifen auf niemanden überzeugend wirkt. Oft hörte ich folgenden Satz: Ein Mädchen ißt so viel, wie sie gute Erziehung hat. »So viel« ist aber hier gegensätzlich gemeint, denn je weniger sie ißt, desto bessere Sitten hat sie und umgekehrt. Diese Auffassung war früher weit verbreitet und ist es bis heute noch, wenn auch unterschiedlich stark, je nach gesellschaftlichen Kreisen.)

Die Rollen zwischen Mann und Frau sind in Deutschland also vertauscht; zumindest geht die Entwicklung in diese Richtung. Wir erleben diese Veränderung und ihre Auswirkungen besonders an den Männern jüngeren Alters. Diese sind gewissermaßen die Mädchen von gestern. Der Anteil von Frauen an der Kriminalität beträgt inzwischen ein Drittel, jede dritte Straftat in Deutschland wird heute also von einer Frau begangen. Davon ausgenommen sind männertypische Vergehen wie Taschendiebstahl auf öffentlichen Plätzen, Straßen, in Kaufhäusern, im Bus, in der U-Bahn etc. Und immer mehr Männer gehen heute in Deutschland zu Psychotherapeuten und anderen Spezialisten, damit diese ihnen dabei helfen, die Dauer ihrer Erektion zu verlängern und den Zeitpunkt der Ejakulation so weit wie möglich hinauszuzögern, weil Frauen langsamer zum Orgasmus kommen und Männer bevorzugen, die sich ihrem Rhythmus diesbezüglich anpassen.

Ich dachte über das nach, was mein Kollege gesagt hatte, und betrachtete es aus unterschiedlichen Blickwinkeln, aber ich hatte nur sehr begrenzte Erfahrungen mit »der deutschen Frau«, und dies erlaubte es mir weder, ihm zuzustimmen, noch ihm zu widersprechen. Ich habe nur die Erinnerung an ein Ereignis aus meiner

Kindheit. Ich sah zum ersten Mal eine junge deutsche Frau, als diese an unserem Haus vorüberkam, das direkt an einer Straße lag. Sie war in Begleitung einer älteren Dame, eines Mannes oder zweier Männer. Ich kann mich nicht genau daran erinnern, weil es lange her ist; ich war sicher noch unter zehn Jahre alt. Die junge Frau hatte eine Kamera in der Hand und fotografierte meine kleine Schwester, die gerade barfuß auf der Straße stand und sich mit der Hand die Nase abwischte. Ich war völlig überrumpelt, denn ich hatte die Vorstellung, daß Fotos nur zu feierlichen Anlässen gemacht werden, wenn man feine Kleidung trägt. Ich sagte mir, daß das Verhalten der jungen Frau sehr unpassend war. Sie mußte wohl ziemlich schrullig sein, daß sie sich erlaubte, meine Schwester in diesem Zustand zu fotografieren. Ich nahm meine Schwester an der Hand, zog sie nach drinnen und forderte meine Mutter auf, ihr etwas Sauberes anzuziehen, da eine blonde Ausländerin sie in ihrem unordentlichen Aufzug fotografiert habe. Meine Mutter rannte nach draußen, um zu sehen, was los war. Die Frau war schon weitergegangen. Dieser Augenblick hat sich in meiner Erinnerung festgesetzt (und wie gern hätte ich heute dieses Foto!). Die Erwachsenen hörte ich sagen, daß die junge Frau eine Deutsche sei. In meinem Gedächtnis nahm diese Deutsche, die meine Schwester barfuß, mit schmutzigen Kleidern und verrotzt fotografiert hat, einen immer größeren Raum ein. Aber in meinem Inneren wuchs auch eine tiefe Zuneigung zu ihr, weil sie etwas getan hatte, das den gewohnten Rahmen gesprengt hat.

Einmal besuchte uns in Libanon auch eine deutsche Bekannte meines älteren Bruders, der Ende der sechziger Jahre in Deutschland arbeitete. Wir erwiesen ihr eine unvergleichliche Gastfreundschaft, die – gemessen an unseren Möglichkeiten – sicherlich dem Empfang des deutschen Kaisers Wilhelm II., der zu Beginn des letzten Jahrhunderts Baalbek besucht hatte, in nichts nachstand. Wir servierten ihr ein köstliches Essen, wie man es sonst von Hochzeiten oder Festtagen kennt, und führten sie zu den schönsten Orten unserer Gegend, auf die wir sehr stolz waren.

Wir hatten sie sehr gern und sie uns auch, und sie küßte uns zum Abschied innig. (Ich erinnere mich noch, daß mein kleiner Bruder, als sie sich zu ihm hinunterbeugte, ihr kreisrund zusammengezogene Lippen präsentierte, so als wollte er ganz deutlich ein »U« artikulieren. Mein großer Bruder schimpfte ihn, aber die Deutsche brach in Lachen aus und drückte ihn ganz heftig an ihre Brust.) Als mein Bruder aus Deutschland zurückkam, verloren wir den Kontakt zu ihr. Einen Kontakt ganz anderer Art hatte ich zu einer Deutschen, als ich in Paris studierte. Ich hatte mit dieser deutschen Studentin, die zu Besuch bei ihrer französischen Freundin war, eine flüchtige Beziehung, nachdem wir den Abend gemeinsam verbracht hatten. Am nächsten Morgen ging sie wieder ihrer Wege, und wir trafen uns nie wieder. Das war alles.

Ich spreche hier von Begebenheiten aus sehr alter Zeit; die letzte, also die aus meiner Studentenzeit, liegt dreißig Jahre zurück. Heute sind die Dinge sehr viel anders, als sie damals waren, und meine alten »Erfahrungen« taugen schlecht als Basis, auf der ich mir eine Meinung bilden könnte. Was ich heute über deutsche Frauen weiß, geht kaum über das hinaus, was man sich bei uns über sie erzählt: Sie seien emanzipiert, und sie arbeiten. Ich habe also keine Vorurteile gegen deutsche Frauen, im Gegenteil. Deshalb konnte ich den Ausführungen meines Kollegen über sie weder zustimmen, noch konnte ich sie widerlegen, doch ich neigte dazu, ihm zu glauben, denn er sprach mit der Ehrlichkeit eines Beichtenden. Seine Emotionen schienen mir glaubhaft, obgleich mir die allgemeine Lebenserfahrung sagt, daß es nicht »die Frau«, sondern Frauen gibt, aber das schließt nicht aus, daß es Tendenzen geben mag, die über die individuelle Person hinausgehen.

Das zweite Thema, das ihm ein Anliegen war, war sein Wunsch nach einem jungen Mann, um nicht zu sagen einem Jüngling. Joachim unterscheidet klar zwischen Päderastie (als Liebe zu sexuell reifen Jugendlichen) und Pädophilie (Liebe zu Kindern, die die Pubertät noch nicht erreicht haben), und man muß ihn an diese

selbstverständlichen Unterschiede nicht erinnern. Pädophilie ist mit Sicherheit eine Krankheit; aber alle Völker kannten in ihrer Geschichte auch die Liebe zu Jünglingen und bekannten sich dazu. Dies war besonders in Hochkulturen der Fall, und die Griechen waren berühmt dafür. Im alten Griechenland kannte man Paare, die aus einem verheirateten Familienvater und einem Jüngling bestanden. Der Mann hielt bei dem Vater des Jungen um dessen Hand an, der dieser Bitte nachkam. Der ältere Mann empfing den Jungen mehrmals pro Woche und vergnügte sich mit ihm, unterrichtete ihn aber gleichzeitig in Literatur, Philosophie und anderen Wissenschaften der damaligen Zeit.

So gesehen sind Joachim und N. kein gewöhnliches homosexuelles Paar, sondern ein »griechisches Paar« oder kommen diesem Modell zumindest sehr nahe. N. ist zwar nicht verheiratet und hat keine Kinder, und er hatte auch nicht die Zustimmung von Joachims Vater erbeten, wie es beim griechischen Paar der Fall war. Joachim hat später auch nicht selbst geheiratet, wie es der griechische Knabe irgendwann getan hätte, aber Joachim, der seinen Freund mit 19 Jahren kennengelernt hatte, lernte gewissermaßen auch vieles von ihm, umgeben von Zuneigung, Interesse und Geborgenheit, und sein Freund half ihm dabei, seine Träume zu verwirklichen. Kurz gesagt, sein Freund schenkte ihm Liebe und aus Liebe, und genau dies möchte Joachim jetzt wiederholen. Er spürt in seinem Inneren ein riesiges Potential an Liebe und den unwiderstehlichen Wunsch, diese Liebe jemandem zu schenken. Er träumt von einem Jüngling (lieber würde ich sagen: einem jungen Mann), dem er sie geben und dem er beibringen könnte, was er weiß. Vielleicht würde er ihm die Dichtung, die er sehr liebt, und das Schreiben von Romanen nahebringen wollen, denn schließlich ist er ein weithin anerkannter Romanautor (auch wenn er als solcher noch jung ist und seine Zukunft noch vor sich hat). Und er würde ihn lehren wollen, was das Leben ihn bisher, als annähernd Vierzigjährigen, gelehrt hat.

Joachim begnügt sich nicht damit, von einem jungen Mann zu träumen, sondern gibt sich alle Mühe, diesem Ziel geduldig, aber sicher näher zu kommen (zumal das Bedürfnis langsam drängend wird). Einmal setzte er Hoffnungen auf einen jungen Mann, mit dem er eine Beziehung anging und mit dem zusammen er Gedichte aus Rilkes Duineser Elegien las. Joachim liebt Rilke sehr und kennt eine Vielzahl seiner Gedichte auswendig, seit er dreizehn Jahre alt ist. Als ihn seine Mutter damals fragte, was er sich zum Geburtstag wünsche, antwortete er ohne zu zögern: Die gesammelten Werke von Rilke. Joachim konzentrierte sich bei der gemeinsamen Lektüre mit seinem Freund auf die erste, zweite, neunte und zehnte Elegie, über die er mit ihm ausführlich und tiefgründig sprach. Der junge Mann beteiligte sich eifrig an diesen Treffen, zumal er selbst der Dichtung sehr zugetan war. Die Beziehung wurde schließlich körperlich, und aus einem Moment des Glücks wurden viele. Joachim begann sich also in den Jungen zu verlieben und hoffte, daß dieser das Gefühl erwidere, doch der junge Mann hatte sich noch nicht entschieden und seine sexuelle Identität noch nicht endgültig definiert. Er bat um Bedenkzeit, um sich sicher werden zu können, zumal er gerade in jener Zeit ein Mädchen seines Alters kennengelernt hatte und eine gewisse Zuneigung zu ihr verspürte. Er traf sie regelmäßig, ging mit ihr ins Kino oder ins Theater und unterhielt sich sehr gerne mit ihr. Ihre Beziehung blieb aber auf derlei beschränkt und war damit eher eine Freundschaft als eine Liebschaft. Joachim wußte davon, denn der Junge hatte ihn eingeweiht, weil er ehrlich zu sich selbst, zu Joachim und zu seiner Freundin war, was ihn um so anziehender und bezaubernder machte. Eine Beziehung zu einem solchen Menschen ist sehr angenehm, weil man »im Bilde« ist und weiß, worauf man sich einläßt. Wenn man sich eine Meinung bildet oder einen bestimmten Standpunkt vertritt, so geschieht dies auf einer verlässlichen Grundlage. Es steht im Gegensatz zu dem, was man mit anderen Menschen erlebt, die oft etwas anderes im Schilde führen, als sie zu erkennen geben. Auch Joachim

war ehrlich und rational zu sich selbst und zu seinem jungen Freund. Sein Standpunkt war, daß er die Beziehung zum Erfolg führen wollte; sie sollte bereichernd und zukunftsorientiert sein und nicht nur flüchtig bleiben. Er war nicht böse, daß sein Junge eine Beziehung zu einem Mädchen hatte, und versuchte ihn in keiner Weise davon zu überzeugen, daß er homosexuell und nicht heterosexuell sei. Er drängte ihn zu keiner schnellen Entscheidung und übte keinen Druck auf ihn aus. Aber Joachims Abreise in den Libanon rückte näher, für drei Wochen sollte er dort sein, so sah es der West-Östliche Diwan vor, in dessen Rahmen ich zuvor sechs Wochen (von Anfang November bis Mitte Dezember 2003) in Berlin verbracht hatte. Joachim sollte Ende April abreisen und etwa Mitte Mai wieder nach Deutschland zurückkommen. Er sah es als Gelegenheit, seinem jungen Freund die Chance zu geben, das Verhältnis zu seiner Freundin zu klären und sich seiner Gefühle für sie und somit seiner sexuellen Orientierung sicher zu werden. Joachim ging es gut in Libanon. Ich konnte ihm die Zufriedenheit ansehen, und es gab ja auch zumindest äußerlich nichts, was ihn daran hätte hindern können, seine Zeit in Beirut und an anderen Orten, die wir im Land gemeinsam oder die er mit anderen besuchte, zu genießen. Das Wetter war sehr gut; die Zeit zwischen April und Mai ist in Libanon meist die schönste im ganzen Jahr. Die Tagestemperatur lag während seines Besuches zwischen zwanzig und vierundzwanzig Grad, nachts war es nur fünf oder sechs Grad kühler, tagsüber schien immer die Sonne, und der Himmel war weit und blau. Beirut ist voller junger Menschen, wobei die Männer auf der Straße stärker in Erscheinung treten als die Frauen, und sie haben überwiegend leicht bräunliche oder dunkle Haut. Was könnte es für einen Homosexuellen, der den Jüngling seiner Träume sucht, schöneres geben? Joachim ist blond, und er zog die Blicke der Frauen auf sich, was ihm sicher schmeichelte, aber es war ihm nicht wichtig.

Ich treffe mich gerne mit Frauen zu bestimmten Anlässen: einem Mittag- oder

Abendessen etwa, oder bei Freunden und Bekannten, und ich kann offen sagen, daß mir die Anwesenheit von Frauen Freude macht, zumal wenn die Betreffende keine Verpflichtungen hat. Ich denke, alle Männer, seien sie nun verheiratet oder alleinstehend, teilen dieses Gefühl. Davon ausgehend dachte ich darüber nach, wie ich Joachim seinen Aufenthalt möglichst angenehm gestalten könnte, und überlegte mir, ob ich ihn vielleicht mit einigen der wenigen Homosexuellen bekannt machen sollte, die ich kenne. Doch ich verwarf den Gedanken wieder, weil ich mir sagte, daß es nicht meine Aufgabe war, künstlich etwas einzufädeln. Zudem könnte ich Dinge dieser Art dann nicht steuern und würde es auch nicht gerne tun. Aber viele meiner Freunde, wenn nicht alle (die Presse berichtete über unsere Veranstaltungen) wußten bereits von Joachims Besuch in Beirut.

Unter anderem hatte ein Ehepaar davon erfahren (J., ein Ingenieur und L., eine bekannte Regisseurin und Professorin). Ich hatte beiden ausführlich von meiner Reise nach Berlin und von dem, was ich dort erlebt habe, berichtet und ihnen auch von Joachims Homosexualität und seinem Lebenspartner erzählt. Sie interessierten sich sehr für dieses Thema und wurden neugierig, so daß ich um so bereitwilliger Auskunft gab. Die beiden waren also bestens vorinformiert. Einmal hatte ich mit L., während wir uns am Meer über Joachims bevorstehenden Besuch unterhalten hatten, auch die Frage erörtert, ob es angemessen wäre, Joachim mit einem Homosexuellen in Beirut bekannt zu machen. L. war gut mit einem befreundet, und ich kann mich erinnern, daß wir der Idee zugeneigt waren.

Am Tag nach Joachims Ankunft lud ich Joachim zusammen mit J. und L. und mehreren Freunden zum Abendessen im »City Café« am unteren Eingang zur Libanesisch-Amerikanischen Universität ein. Wir hatten dort vorher ein Symposium zu unseren Erfahrungen im Projekt »West-Östlicher Diwan« organisiert. Wir saßen an einem Tisch im Freien und blieben in der milden Frühlingsluft bis spät in die Nacht sitzen. Als wir gehen wollten, bat L. mich, noch

kurz zu warten, bis ihr besagter Freund namens Sader da sei. Sie hatte mit ihm telefoniert, während wir zu Abend gegessen hatten, und ihn gebeten zu kommen, sobald er mit seiner Arbeit fertig sei. Der Besagte kam schließlich, setzte sich zu uns, und kaum hatten wir ihn Joachim vorgestellt, ergingen sich die beiden in einem Zwiegespräch, als kennten sie sich seit langer Zeit. Als wir uns am Ende erhoben, uns verabschiedeten und jeder nach Hause ging, war ich überrascht zu sehen, daß Joachim und Sader sich zum Abschied fast auf die Lippen küßten und sich eng aneinander schmiegen. Während ich ihn zum Hotel fuhr, vertraute Joachim mir an, daß er, gleich nachdem er Sader gesehen hatte, schon vermutet hatte, daß dieser homosexuell sei. Später berichtete er mir, daß er ihn noch öfter getroffen und Sader ihm die Homosexuellen-Treffpunkte Beiruts gezeigt habe. Joachim sprach von den Problemen, die Homosexuelle in Libanon hätten und daß sie mit riesigen Schwierigkeiten bei ihrer Selbstverwirklichung konfrontiert seien. Ich wußte das meiste davon schon, ohne mich bisher darüber aufgeregt zu haben. Aber Joachim sprach mißbilligend davon. Er hatte erfahren, daß es nach libanesischem Gesetz möglich ist, Homosexuelle einzusperren, daß man ihnen auf der Straße zuweilen hinterherpfeife, daß es Väter gibt, die die Homosexualität ihrer Söhne nicht ertragen, und mit Mord drohen, falls sie ihrer »Gewohnheit« nicht entsagen, und daß wohlhabende Eltern ihre homosexuellen Söhne nach London schicken, um sie bei Spezialisten behandeln zu lassen. Joachim wußte auch zu berichten, daß manche Homosexuelle verzweifeln und Selbstmord begingen. Er hatte von einem jungen Mann gehört, der seiner Familie von seiner Homosexualität berichtet hatte, woraufhin alle von einer unerträglichen Trauer erfaßt worden seien. Mutter und Vater hätten nicht mehr sprechen können, so daß der Junge selbst so depressiv geworden sei, daß man ihn ins Krankenhaus habe bringen müssen. Dort sei er nach einigen Tagen in einem unbeobachteten Moment aus dem Fenster auf die Straße gesprungen und gestorben. Eine Tragödie!



Ohne Zweifel hatte mein Partner in Beirut viele Erfahrungen und viele neue Informationen zum Thema Homosexualität gesammelt. Aber er ist kein romantischer Revolutionär wie viele andere Intellektuelle, insbesondere arabische, die »die Zustände« anprangern und bei jeder Gelegenheit ihre Ablehnung dagegen kundtun. Joachim steht, soweit ich ihn kennenlernen konnte, nur für seine eigenen Interessen ein. Das heißt nicht, daß er egoistisch ist oder daß ihm andere nichts bedeuten, sondern lediglich, daß er sehr realistisch ist und nur von dem träumt, was er auch erreichen kann. Selbst wenn seine Träume zuweilen nicht schnell umsetzbar sind, so können sie dennoch Wirklichkeit werden, und zu diesen Träumen gehört sein Jüngling. Bald hatte ich in dieser Sache eine feste Vorstellung von ihm, und sie wurde mir zu einem Schlüssel, der es mir erlaubte, seine Persönlichkeit zu verstehen. Ich sah seine Augen wandern und glänzen, wenn er junge Männer sah, und ich beobachtete, wie seine Blicke ihnen hinterherschweiften.

Einmal stellte ich Joachim einem Freund vor, der ihn näher kennenlernen und seiner Frau und seinen Kindern vorstellen wollte. Er lud uns für den kommenden Tag zum Abendessen bei sich zu Hause ein. Wir waren bei dem besagten Essen zu siebt: Der Gastgeber, annähernd fünfzig Jahre alt, seine 42jährige Frau, ihr gemeinsamer Sohn, siebzehn Jahre alt, und ihre Tochter, die etwa vierzehn war. Zudem war ein gleichaltriger Freund des Sohnes anwesend. Ich weiß nicht, ob es Einbildung oder Wirklichkeit war, aber ich hatte den Eindruck, daß Joachim von dem Jungen M. bezaubert war und seinen Blick nicht von ihm abwenden konnte! Die Mutter saß Joachim am Tisch gegenüber, ihr Sohn M. saß links von ihr, der Vater nahm rechts von Joachim Platz, ich ihm gegenüber. Niemand achtete darauf, M. am wenigsten, nur ich sah, daß Joachims Blicke immer wieder von der Ehefrau meines Freundes zu ihrem Sohn hinüberschweiften. Keiner der Anwesenden wußte etwas von Joachims Homosexualität – »glücklicherweise«, wie ich mir in diesem

Moment sagte. Ganz sicher nicht wegen mir – ich stehe grundsätzlich und uneingeschränkt auf der Seite der Unterdrückten und zumal der Homosexuellen –, sondern »glücklicherweise« deshalb, weil die Stimmung von Freundschaftlichkeit und Gastlichkeit in unerträgliche Peinlichkeit umgeschlagen wäre, wenn einer der Betroffenen um Joachims Neigungen gewußt hätte.

Der Gastgeber hatte mir einmal gesagt: »Glaub mir, Raschid, ich weiß nicht, was ich machen würde, wenn ich eines Tages erführe, Gott behüte, daß mein Sohn beispielsweise homosexuell wäre.« Er sagte nicht »mitli«, sondern »yintak«\*, und er setzte dem ein »beispielsweise« voraus, um das Wort hinauszuzögern. Dann, nach einem Seufzer, sagte er: »Ich würde ihn umbringen!« Ich antwortete nicht, denn ich wußte, daß er dies nicht tun würde, aber ich war mir sicher, daß es ihm sein Leben zur Hölle machen würde. Er und seine Frau würden zweifellos daran zerbrechen.

Ich erinnerte mich an das Telefonat mit Thomas Hartmann, als er mich informiert hatte, daß der Schriftsteller, den er gefunden habe, homosexuell sei. Ich sagte mir, Thomas hat das richtige Gespür. Er kennt unsere Länder, weil er sich viel mit den Beziehungen zur Dritten Welt beschäftigt hat, oder aus seiner 68er-Vergangenheit, als er Aktivist der Frankfurter Studentenbewegung war, wovon ich später erfuhr. Besonders aktiv war er bei den Spontis, er arbeitete im Opel-Werk, um dort »Bewußtseinsbildung« zu betreiben. Zudem war er einer der Gründer der linken »taz«, die in Berlin erscheint, und die Linke war damals im allgemeinen solidarisch mit den Anliegen der Dritten Welt.

Niemand bemerkte also, was während jenes Essens vor sich ging, und vielleicht merkte Joachim selbst nicht einmal, daß sein Blick unablässig auf dem Jungen ruhte. Dieser hatte tiefbraune, reine Haut und einen durchdringenden und offensichtlich unwiderstehlichen Blick. Er war von Joachims Worten gefesselt und ganz auf ihn fixiert, wovon ihn auch nicht die vereinzelt Ermahnungen seiner

Mutter abbringen konnten, die ihn darauf hinwies, daß er seinen Teller gar nicht leer esse. Ich glaube nicht, daß ich irrte in dem, was ich an jenem Abend sah, und ich glaube auch nicht, daß ich nur das gesehen habe, wovon ich Angst hatte. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wo die Mißverständnisse mit Ausländern in Libanon und anderen arabischen Ländern auftreten, denn ich habe es viele Jahre lang selbst erlebt. Meine Frau, die Mutter meines Sohnes, ist Französin und lebte mit mir mehrere Jahre lang in Libanon und in Syrien, und besuchsweise waren wir auch in anderen arabischen Ländern. Ich glaube, daß zum Beispiel eine kollegiale Arbeitsbeziehung zwischen einer Ausländerin und einem Libanesen (oder allgemein einem Araber) viel schwerer herzustellen ist, als es mit einem Landsmann von ihr der Fall wäre. Zwischen einem Libanesen und einer Ausländerin taucht sehr schnell das Thema Sex auf. Es ist kaum zu vermeiden, daß der Libanese das ungezwungene Auftreten der Ausländerin in bezug auf ihre Kleidung, ihr Sprechen, ihr abendliches Ausgehen und ihr allgemeines Verhalten als Bereitschaft für eine sexuelle Annäherung interpretiert. Joachim sagte mir einmal, daß Sex nicht das Grundlegende im Leben einer Deutschen oder eines Deutschen sei, und ich glaube, daß diese Feststellung, auch unter Einbeziehung meiner Erfahrungen mit Europäern, zumal Franzosen, weitgehend richtig ist. Ich hatte immer geglaubt, daß wir über die Menschen im Westen mehr wüßten als sie über uns, aber ich muß richtigstellen, daß dies nur teilweise stimmt, denn unser Wissen über sie ist in erster Linie oberflächlich. Eine westliche Frau ist in ihrem Umgang mit Männern weniger vorsichtig als eine arabische Frau, und ein arabischer Mann sieht dies allzu leicht als »Bereitschaft« an.

Meine Frau, um ein Beispiel zu nennen, nahm manchmal unseren Sohn im Kinderwagen zum Einkaufen mit. Einige der Supermarktangestellten zeigten großes Interesse an dem Kind, und wenn meine Frau nach Hause kam, berichtete sie mir, wie nett und aufmerksam die Leute im Supermarkt gewesen seien. Ich gab

keinerlei Kommentar dazu ab. Ich wußte nämlich von den Frauen zweier Freunde, die im selben Viertel wie wir wohnten, daß sie im selben Geschäft einkauften und daß sich dort keiner besonders für ihre Kinder interessierte und daß zu diesen Frauen – also Libanesinnen – niemand besonders freundlich war. Und eines Tages kam meine Frau nach Hause und sagte, daß einer der Supermarktangestellten jetzt langsam übertreibe mit den Schäkereien mit unserem Sohn.

Ich berichte davon, weil hier zweifellos ein Mißverständnis vorliegt. Und ich war deswegen so aufmerksam an jenem Abend bei meinem Freund, weil Joachim als Ausländer manches nicht bewußt wird. Ich sah, wie er aufmerkte, als die Frau des Hauses vor ihm über den Tisch griff, um an das Öfläschchen zu kommen, das links von ihm stand. In Deutschland kommt das so nicht vor, in Frankreich sicherlich auch nicht; das gute Benehmen erfordert es, daß man seinen Tischnachbarn bittet, er möge einem das Salz, das Brot oder das Öl (wenn denn welches auf dem Tisch steht) herüberreichen, statt daß man selbst den Arm ausstreckt. Bei uns ist es gerade umgekehrt: Wir holen uns alles selbst, um den Tischnachbarn nicht zu belästigen. Es gilt als unhöflich, den Nächstsitzenden zu bitten, etwas herüberzugeben, zumal wenn er Gast ist. In diesem Fall bemühen *wir* uns in jeder Form, ihm alles, was er möchte, zu reichen. Ich konnte immer beobachten, wie Joachim bei Einladungen zu Mittag- oder Abendessen unsicher war, wie und mit welcher Speise er anfangen soll. Bei uns werden alle Schüsseln gleichzeitig auf den Tisch gestellt, man fängt mit keinem bestimmten Gericht an und hört mit keinem bestimmten auf, und jeder bedient sich selbst. Man streckt den Arm aus, um nachzuschöpfen und muß niemanden um Erlaubnis bitten. Man muß nicht warten, bis die anderen ihren Teller leer gegessen haben oder die Dame des Hauses fragt, ob jemand noch mehr von der gerade aufgetragenen Schüssel möchte, und auch nicht, ob man mit der nächsten schon beginnen darf. (In Frankreich fiel mir dieses Warten während des Essens bei Einladungen immer schwer. Es brachte mich um das Vergnügen, zu

Ende zu essen, ohne auf andere angewiesen zu sein. Es dauerte einige Zeit, bis ich mich daran gewöhnt hatte, und noch heute halte ich mich nur aus Höflichkeit und nicht selbstverständlich an das Warten bei Tisch.) Es geht bei solchen Dingen nicht um eine bestimmte Absicht, sie sind vielmehr kulturell bedingt.

Ich erinnere mich, wie ich während meines Promotionsstudiums in Paris einmal ein französisches Mädchen kennengelernt hatte, das mich dazu einlud, mit ihr das Wochenende im Haus ihrer Eltern in einem Pariser Vorort zu verbringen. Ihre Eltern waren ins Ausland verreist, und außer ihr war nur ihr älterer Bruder im Haus. Ich war erst seit wenigen Monaten in Frankreich. Als wir zu dritt zu Abend gegessen und ein wenig im Wohnzimmer zusammen gesessen und geplaudert hatten, wurde es Zeit, schlafen zu gehen. Meine Freundin begab sich ins Schlafzimmer, und ihr Bruder ging in sein Büro, um noch etwas zu arbeiten. Ich saß nun alleine da und wußte nicht, was ich tun sollte. Nach etwa einer Stunde kam meine Freundin wieder herein und fragte mich tadelnd: »Was tust du hier? Kommst du nicht zu mir?« Ich fragte: »Wohin?« Sie gab verwundert zurück: »Was wohin? Ins Schlafzimmer!« »Ins Schlafzimmer?« dachte ich. Als wir uns im Bett umarmten – sie hatte die Initiative ergriffen –, fragte ich sie: »Stört das deinen Bruder nicht?« Die Frage überraschte sie, und sie wußte nicht, was ich meinte. Um ihr zu verstehen zu geben, daß meine Frage nur ein flüchtiger und unwichtiger Gedanke war, umarmte ich sie weiter, aber sehr vorsichtig.

Joachim konnte nicht ahnen, was mein Freund, unser Gastgeber, getan hätte, wenn er gesehen hätte, wie sein Gast seinen Sohn so genüßlich, bedauernd und eindringlich betrachtete. Seine Laune wäre komplett umgeschlagen. Und hätte er von Joachims Homosexualität gewußt, hätte er ihn ohnehin weder zu einem Abend- noch zu einem Mittagessen eingeladen.

Einmal hatte Thomas Hartmann mich zum Abendessen in ein Berliner Restaurant eingeladen, und mein Sohn begleitete uns. Das Restaurant hatte lange, schmale

Tische, an denen die Gäste wie an Mensatischen nebeneinander saßen. Wir drei saßen am Rand des Tisches, und neben uns saßen vier Personen, zwei an jeder Tischseite: ein Anfang Zwanzigjähriger und ein Ende Dreißigjähriger, die sich von Zeit zu Zeit küßten, so als könnten sie sonst ihr Essen nicht schlucken. Ihnen gegenüber saßen ein Mann und eine Frau. Thomas, der ihnen zuhören konnte, vertraute uns an, daß die letzteren die Eltern des Jüngeren seien, denn er spreche sie mit Mama und Papa an. Diese Szene interessierte mich außerordentlich, und ich konnte meinen Blick kaum davon abwenden. Thomas, mein Sohn und ich sprachen Französisch miteinander und waren wie Verschworene. Ich kann mit Sicherheit sagen, daß die Eltern am Tisch nicht glücklich waren, besonders wenn ihr Sohn mit seinem Partner Küsse tauschte. Sie freuten sich nicht wie Eltern, die sehen, wenn ihr Junge seine Freundin küßt. Darin stimmten wir drei überein, ebenso aber darin, daß man die Rechte anderer dadurch respektiert, daß man auch etwas hinnimmt, was einem nicht gefällt. Solch eine Szene ist in einem arabischen Land undenkbar. Zurück zu jenem Abendessen in Beirut: Alle, die daran teilnahmen, hatten Joachim gern. Sie fanden ihn gebildet und nett, und die Tochter sagte sogar, er sei hübsch. Nur M. und sein Freund sagten nichts. Nach dem Abendessen stellte mir Joachim im Auto Fragen über M. Wie alt er sei, was er vorhabe und ob es stimme, daß er zum Studium nach Deutschland wolle. M. hatte Joachim während des Essens nach Studienbedingungen für Ausländer in Deutschland, Wohnmöglichkeiten für Studenten und Ähnlichem gefragt. Nach diesen vielen Fragen von Joachim fragte ich ihn meinerseits nach seinem jugendlichen Freund in Deutschland, doch Joachim gab nur kurz zurück, daß jener noch immer auf der Suche nach sich selbst sei. Er wollte nicht länger darüber sprechen und beließ es bei dieser Antwort. Ich sprach Joachim nicht darauf an, was ich beim Abendessen als einziger am Tisch bemerkt hatte, weil ich Angst hatte, er würde es als Kritik auffassen. Ich sagte mir, daß wir irgendwann schon noch darauf zu sprechen kommen würden.

Am nächsten Tag machte ich mit Joachim einen Ausflug in die berühmten Zedernwälder des Libanon bei der im Landesnorden gelegenen Stadt Bcharri, der Heimatstadt des Dichters Djibran Khalil Djibran. Während unseres Spaziergangs durch den Wald sprachen wir über dies und das, und etwas ausführlicher über Joachims Beziehung zu seinem Lieblingsdichter Rainer Maria Rilke. Er trug mir einige seiner Gedichte vor und kommentierte sie. Dann wechselte er plötzlich zu seinem jungen deutschen Freund, mit dem er Rilke gelesen und auf dessen Antwort er gewartet hatte, und teilte mir mit, daß dieser nun doch mit seiner Freundin zusammenbleiben wolle, mit der er schließlich geschlafen habe. Er sei sehr glücklich über die Beziehung mit ihr, die immer intensiver werde und die ihm die sichere Erkenntnis gebracht habe, daß er nicht homosexuell sei. Joachim berichtete mit Kummer davon und sagte, er sei mit seinem Freund so verblieben, daß sie sich in Berlin treffen wollten, sobald Joachim zurück sei, um die Angelegenheit direkt zu besprechen. Ich fragte ihn, ob er sich denn noch Hoffnungen mache. Joachim hob die Hände zum Himmel.

Mir kam in den Sinn, wie mich Joachim einmal zu einem Besuch der »Herrin von Berlin« eingeladen hatte. »Heute zeige ich dir die Herrin von Berlin!« hatte er gesagt. Ich fragte ihn, wer das sei, doch er meinte nur, das würde ich schon sehen. Ich gab es auf, viele Fragen zu stellen, und ließ ihn mich führen, wohin er wollte. Ich fand mich schließlich im Ägyptischen Museum in Charlottenburg wieder, Auge in Auge mit Nofretete! »Das ist die Herrin von Berlin!« sagte er, und mir war, als wollte er sagen: »Du erzählst mir doch immer, wie sehr du die Frauen liebst, also bitte schön! Sieh sie dir an! Ist sie nicht besser als alle Frauen der Welt?« Und ich war wirklich beeindruckt von ihr. Eine Frau, deren Schönheit alle Epochen überdauert. Das Make-up ihrer Lippen, Augen, Wimpern und Augenbrauen schien wie von weltbekannten Kosmetikern unserer Zeit gemacht. Und dann dieses Gewand, das ihren ganzen perfekten Hals sichtbar machte! Alles an ihr war

wunderbar, und es wirkt heute vielleicht noch wunderbarer als früher. Sie ist eine wahre Herrin, nicht nur ein Kunstwerk. Sie ist eine Frau, die einem ihr Gesicht zeigt und weiß, daß man vor ihr, neben ihr steht, sie betrachtet und sie wunderbar findet. Sie ist der Inbegriff einer Frau. Ihre zeitlose Schönheit birgt ein Geheimnis. Und schließlich diese Klugheit, die von ihr ausgeht, diese auffällige, unabweisbare Präsenz! Wohl dem, der einst ihre Aufmerksamkeit genossen hat! Nach einer Weile sagte ich zu Joachim: »Eine wahre Frau!« Er antwortete so, wie ich es erwartet hatte. Er sagte, sie sei ein Kunstwerk. Während unseres anschließenden Gesprächs schien es mir, daß selbst Nofretete, wenn sie sich ihm angeboten hätte, Joachims Wunsch nach einem jungen Mann, dem er Liebe und Hingabe erweisen wollte, nicht hätte erschüttern können. »Die Natur will es so«, dachte ich. »Gegen die Natur kommt man nicht an.«

Joachim also erzählte mir im Zedernwald, auf einer Höhe von zweitausend Metern über dem Meer, von seinem jungen Freund. Es war Frühling, und es war neblig, und der Nebel verlieh dem Ort etwas Erhabenes. Die Erhabenheit des Ortes ergibt sich für uns in Libanon ohnehin nicht zuletzt aus der Literatur von Djibran Khalil Djibran, dem Verfasser des *Propheten*, da er aus dieser Gegend stammte. Man sagt auch, daß die Berge und Täler von Bcharri frommen Einsiedlern immer Schutz vor allem Übel geboten haben. Der Zedernwald besteht nur aus ein paar hundert Bäumen, darunter einigen wenigen mächtigen, mehrere tausend Jahre alten Zedern, die alle ihre eigene Geschichte haben und die viele Libanesen als Mittler zwischen sich und Gott ansehen. Die Zeder im Zentrum der libanesischen Flagge geht auf einen der Bäume zurück, unter denen wir wandelten. Ich fragte mich, ob das profane Thema, von dem Joachim sprach, nicht etwas im Widerspruch zur Würde des Ortes stand, an dem wir uns befanden.

Aber trotz der erhabenen Atmosphäre des Zaubers, der durch Djibrans früheres Wirken an diesem Ort und die mystische Romantik, die von ihm ausging, bedingt



war, fühlte ich mich Joachim nah und wurde selbst traurig darüber, daß sich eine Beziehung, die er sich von Herzen wünschte und von der er vielleicht Tag für Tag träumte, nicht herstellen ließ. Und doch wollte es nicht recht zu dieser Stätte passen, denn eine solche Beziehung verknüpfen wir eher mit einer Großstadt, deren Bewohner sich durch nichts davon abhalten lassen, ihre Sehnsüchte zu erfüllen. Andererseits stand die Ehrlichkeit, mit der Joachim sprach, auch in gewisser Weise in Einklang mit diesem Ort, vielleicht auch – warum nicht? – gerade wegen seiner Besonderheit. Denn Joachim brachte seinen Wunsch nach einem um zwanzig Jahre jüngeren Mann vor, als handele es sich dabei um etwas Mystisches. Er glaubt ja fest daran, daß eine Vorsehung, die Gläubige Gott nennen würden, diese Welt steuert und daß sie den nicht enttäuschen wird, der Liebe geben möchte, so wie N., mit dem Joachim lebt und der ebenfalls von dem Wunsch nach einem Liebesopfer erfüllt war, nicht enttäuscht worden ist.

Es war seltsam, wie ich mit ihm fühlte. Fast hätte ich ihn gefragt, ob sein Freund N. von seinem Wunsch und seinen Versuchen weiß und ob es ihm nichts ausmache, nur um beruhigt zu sein, doch ich unterließ es. Ich wollte ihm helfen, ging es mir durch den Sinn, aber wie sollte ich denn? Wie kann man in solch intimen und persönlichen Angelegenheiten überhaupt jemandem helfen? Wenn es um eine Frau ginge, ja, aber ein Mann und ein Mann? Schließlich war mir die Redensart bekannt: »Er packt ein Männchen auf ein Männchen.« Man meint damit bei uns einen gewissenlosen Lügner, der Komplotte ausheckt und Zwietracht sät.

Ich versuchte es trotzdem. Ich versuchte es, ohne ihm etwas zu sagen und ohne Andeutungen. Dabei nahm ich mir ein Beispiel an Zubeida, der Frau des Kalifen Harun al-Raschid. Ihr Sohn al-Amin wurde einst von seinem Halbbruder al-Ma'mun aus dem Kalifat gedrängt, nachdem ein Krieg zwischen beiden die Reichshauptstadt Bagdad zerstört und zehntausende Opfer gefordert hatte. Als Zubeida bemerkte, daß ihr Sohn al-Amin, der Kalif, Knaben zugetan war, wollte

sie ihn davon abbringen, indem sie ihm junge Sklavinnen kaufte, die kurz vor der Pubertät standen. Sie kleidete sie wie Knaben, ließ ihnen die Haare kurz scheren und sie jungenhaft frisieren und schenkte sie so dem Kalifen, damit dieser sie zu sich nahm, sich mit ihnen abfand und hinfort Knaben verschmähte.

Ich organisierte bei mir zu Hause ein Abendessen und lud dazu neben Joachim einige Freunde und Bekannte ein, deren Bekanntschaft Joachim meiner Meinung nach machen sollte. Unter ihnen war eine junge Frau von sechsundzwanzig Jahren. Sie war schön, besaß aber auch deutlich männliche Züge in ihrer Erscheinung; sie war klein und sah sehr jungenhaft aus. Die Besagte kam früher als Joachim und setzte sich auf ein Sofa, das zwei Personen Platz bot. Als Joachim kam, steuerte er unwillkürlich auf eben jenes Sofa zu und nahm neben ihr Platz. Den ganzen Abend lang blieb er neben ihr sitzen und unterhielt sich mit ihr. Mir fiel auf, daß sie einmal aufstand und in die Küche lief, von wo sie ein Glas Wasser für Joachim brachte. Er nahm es und sah ihr dabei verblüfft und überrascht in die Augen. Später erzählte er mir, sie habe bemerkt, daß er sich nach Wasser umgesehen habe, woraufhin sie spontan aufgestanden sei, ohne darum gebeten worden zu sein und ohne ihn zu fragen, ob er etwas brauche, und ihm das Glas Wasser gebracht habe. Danach setzte sie sich wieder zu ihm und führte das Gespräch in aller Natürlichkeit fort, so als hätte sie selbst nicht wahrgenommen, was sie getan hatte. Am Ende des Abends küßte er sie zum Abschied fast auf den Mund, so daß sie vor Verlegenheit oder aus innerer Unruhe – oder aus beiden Gründen – rot wurde.

Ich wollte wissen, ob er sich mit ihr zu einem weiteren Treffen verabredet hatte oder ob sie zumindest etwas bei ihm ausgelöst hatte. Als nur noch er und ich im Haus waren, fragte ich ihn ganz offen: Ich sagte ihm, ich hätte bemerkt, daß die Frau sich für ihn interessiert habe. In seiner mir nun schon vertrauten Ehrlichkeit, die ich schnell als eine seiner Eigenheiten erkannt hatte, sagte er zu mir: »Das stimmt! Und ich habe gemerkt, wie gerne ich selbst mit ihr spreche. Sie ist mir

aufgefallen, denn in Deutschland ist es unmöglich, eine Frau zu finden, die einem ein Glas Wasser bringt! Wir Deutschen, Männer und Frauen gleichermaßen, sind es gewohnt, uns selbst zu bedienen. Das Mädchen hat mich überrascht mit ihrer Initiative. Sie ist sehr nett, und es war gut, daß du sie eingeladen hast. Eine schöne Überraschung.« Ich mußte ihn nun einfach fragen, auch wenn ich etwas zögerte, ob er sich mit ihr zu einem weiteren Treffen verabredet habe. Er verneinte, doch wie mir schien, mit etwas Bedauern. Er sagte, er sei es gewohnt, daß die Frauen ihn schön fänden, er höre das von ihnen dauernd (er war sich seiner Schönheit bewußt), aber das Mädchen, das an diesem Abend von seiner Schönheit angetan gewesen war, habe sich anders verhalten.

Und bevor ich ihn fragen konnte, warum er sie dann nicht zu einem erneuten Treffen eingeladen habe, kam mir sein Freund N. in den Sinn. Ich warf mir vor, N. zu hintergehen, ohne daß ich irgend etwas gegen ihn habe, und ich entsann mich, daß ich in Berlin bisweilen das Gefühl gehabt hatte, daß ich N. viel von der Zeit wegnehme, die er vielleicht gern mit Joachim verbracht hätte.

Besonders erinnere ich mich an jenen Nachmittag, als wir das Jüdische Museum in Berlin besucht hatten und danach ins Literaturhaus zum Abendessen gegangen waren. Joachim hatte gezögert, bevor er auf meinen Vorschlag einging, dort hinzugehen. Zuerst sagte er, daß er nicht mit mir essen könne, weil er nach Hause müsse. Ich schwieg und dachte, daß ich dann wohl alleine dort essen würde, bis eine Lesung aus einem französischen Roman begänne, der kürzlich ins Deutsche übersetzt worden war. Aber als wir im Literaturhaus ankamen, sagte Joachim, er würde nun doch dableiben. Ich bemerkte, daß Joachim an diesem Abend mehr als sonst telefonierte, dachte mir aber nichts weiter dabei.

Nach dem Essen wollten wir in den Saal im Obergeschoß des Literaturhauses gehen, wo die Lesung stattfinden sollte, aber Joachim sagte plötzlich: »Ich muß jetzt nach Hause. N. möchte, daß ich abends bei ihm bin.« Jetzt verstand ich, was

es mit den ungewöhnlichen Telefonaten auf sich gehabt hatte, und ich begriff, daß ich es ja mit einer Person zu tun hatte, die in einer Paargemeinschaft lebt. Ich hatte mir das vorher nie klargemacht.

Ich verstand nun, daß auch eine Beziehung zwischen zwei Männern bestimmten Regeln folgt, daß der Mann am Abend zu seinem Mann nach Hause kommt, so wie in einer Ehe ein Mann zu seiner Frau nach Hause kommt. Mir wurde bewußt, daß ich ihn nie nach seinem Partner gefragt hatte, so wie ich jeden Verheirateten nach seiner Frau fragen würde. Mir wurde klar, daß ich mich zu Joachim immer so verhalten hatte, als hätte er keinerlei ehelichen Verpflichtungen und sei ein ungebundener Junggeselle. In meiner Kultur gäbe es solche Sorgen nicht. In meiner spontanen Kultur wird eine intime Beziehung unter Männern nur im Verborgenen geführt. Ich nahm mir vor, daß ich diesen Umstand in Zukunft beachten und daß ich Joachim von Zeit zu Zeit nach N. fragen müßte. Ich würde ihm vorschlagen, seinen Freund mitzubringen, wenn ich ihn zu etwas einlade oder wir eine Unternehmung vereinbaren, genau wie ich es mit einem verheirateten Mann tun würde.

Ich war an so etwas nicht gewöhnt. Ich sage ganz offen, daß ein solches Verhalten in unserem Land verlacht und Scham hervorrufen würde. Es wäre gewissermaßen undenkbar, es sei denn in sehr engen, isolierten und mehr oder weniger geheimen Kreisen. Joachim schien traurig und betreten, als er hinausging, um nach Hause zu fahren, um, wie wir bei Eheleuten sagen würden, in den Schoß seines Lebenspartners zurückzukehren. Und ich fragte mich gleichzeitig, ob ich dies an seinem Verhalten oder an seinem Gesicht habe ablesen können, oder ob er überhaupt traurig war. Anders gesagt: Hatte ich nur mit Hilfe jenes Alphabetes gelesen, das mir geläufig ist, oder hatte ich richtig gelesen?

Als Joachim ging, waren es nur noch wenige Minuten bis zum Beginn der Veranstaltung. Ich wollte ihn noch bitten, mich bei N. dafür zu entschuldigen, daß

ich ihn so lange aufgehalten habe, aber ich unterließ es dann doch, weil ich einfach noch nicht so weit war, so etwas zu sagen. Ich fragte mich, ob N. wohl eifersüchtig sei, weil Joachim soviel Zeit mit mir verbringt, und stellte mir vor, was sich in so einem Fall wohl zwischen ihnen abspielen würde und ob es Vorwürfe und Streit gäbe, deren Gegenstand ich wäre. Ich schämte mich dafür auf gewisse Weise und machte mir Vorwürfe, daß ich nicht darauf geachtet hatte, daß die beiden »verheiratet« und eigentlich wie Eheleute waren, ja vielleicht mehr als das. Ihre Beziehung ging möglicherweise nach dem, was sie hatten erleiden müssen, bis ihre Umgebung sie so akzeptiert hatte, wie sie waren, tiefer als eine eheliche. Vielleicht hatten sie einen hohen Preis dafür bezahlt, um so leben zu können. Was zwischen ihnen war, war kein Scherz, sondern in höchstem Maße ernst und womöglich tragisch. Vielleicht litten sie auch noch immer unter latenter oder offener Ausgrenzung.

In diesem Zusammenhang kam mir in den Sinn, daß man in der arabischen Geschichte und Literatur über Homosexuelle allenfalls Anekdotisches liest, obgleich es sich nicht um Anekdoten handelt. Wer beispielsweise in al-Isfahanis *Buch der Lieder* über Ibn Munadhir liest, wird erkennen, daß es hier um etwas sehr Ernstes geht:

»Ibn Munadhir war ein Dichter und ein großer Sprachgelehrter, von dem die Araber viel übernommen und gelernt haben. Er war dem Abdalmajid bin Abdalwahhab ath-Thaqafi zugetan, einem ruhmvollen Hadith-Gelehrten, von dem später noch die größten Gelehrten und Überlieferer sprachen. Von jenen beiden wird berichtet, daß Ibn Munadhir einst während des Ramadan aus der Moschee der Stadt Basra vom Nachtgebet kam. Abdalmajid trat hinter ihm aus der Moschee, und er sprach zu ihm bis zum kommenden Morgen, während sie wach blieben, bis Abdalmajid sich endlich zum Gehen wandte und Ibn Munadhir ihn nach Haus

geleitete. Dort angekommen, wandte Ibn Munadhir sich zum Gehen, doch nun geleitete Abdalmajid den Munadhir zu dessen Haus, und so wollte keiner sich von dem anderen trennen, bis es Tag wurde. Von jenen beiden wird auch berichtet, daß Abdalmajid in Basra einst sehr krank wurde, und Ibn Munadhir wich ihm nicht von der Seite. Er pflegte und bediente ihn, kümmerte sich um ihn und stellte ihn niemandem sonst anheim. Einer, der die beiden besuchte, berichtet, was er dort selbst gesehen: Als ich einst bei Abdalmajid war, wurde ihm heißes Wasser bereitet, auf daß er es trinke. Sein Zustand war schlimm, und er stöhnte mit leiser Stimme. Da tauchte Ibn Munadhir seine Hand ins heiße Wasser und fiel ins Stöhnen Abdalmajids mit ein, während seine Hand verbrannte und nahezu abfallen wollte. Wir zogen ihm seine Hand heraus und sagten zu ihm: Bist du denn besessen? Soll ihm dieses nützlich sein? Da sagte Ibn Munadhir: Ich helfe ihm fürwahr! Dies ist die Mühe dessen, der Geringes tut!«

Es machte mir also etwas Sorge, daß ich zwischen zwei Eheleute getreten war und eine zwischen ihnen bestehende tiefe Bindung womöglich störte. Doch ich sagte mir auch, daß ich mich um derlei momentan besser nicht kümmere, denn schließlich war ich zum Arbeiten hier, und diese Arbeit wollte ich so gut verrichten, wie es ging. Ich hatte weder die Zeit noch die Kraft, mich mit emotionalen Angelegenheiten zu beschäftigen, schon gar nicht, wenn sie von einer Art waren, die zu steuern mich gänzlich überforderte. Nach jenem Abend, an dem Joachim sich mit seiner Gesprächspartnerin so gut verstanden hatte, plagten mich erneut leichte Schuldgefühle. Und ich nahm mir vor, von solchen Anbahnungsversuchen in Zukunft abzusehen, Joachim in Ruhe zu lassen und jenes Gefühl von Verantwortung (fast hätte ich gesagt Väterlichkeit), das sich aufgrund unserer Vertrautheit, unserer schnell gewachsenen Freundschaft und Joachims Offenheit und seiner liebenswürdigen Art eingestellt hatte, abzulegen. Zumal ich

mir sicher war, daß er ein solches Gefühl von meiner Seite ablehnen würde. Doch ich konnte nicht umhin, ihn zu fragen, ob N. um alles, was Joachim tat, wüßte. Er verneinte, was mich überraschte, und ich verhehlte ihm diese Überraschung nicht. Joachim erzählt N. nicht alles, doch N. weiß es gewissermaßen dennoch; er kennt keine Einzelheiten, aber er weiß doch in Grundzügen Bescheid. Zudem ist die Beziehung der beiden, soweit ich es Joachims Angaben entnehmen konnte, in Wirklichkeit doch etwas komplizierter, als es den Anschein hat. Denn zu meiner Überraschung schlafen sie zwar seit zwanzig Jahren im selben Bett, doch es scheint – ich glaube nicht, daß ich das falsch verstanden habe –, daß den Älteren der beiden nur junge Männer erregen und daß auch das Interesse des Jüngeren sich verändert hat, wie es bei Partnern immer der Fall ist. Mit der Zeit wird wohl jeder Genuß etwas fade.

Doch je entschiedener ich den Entschluß faßte, nur noch über Politik, Soziales, Kultur und Literatur, zumal Romane, zu sprechen, merkte ich, daß ich mich nur um so mehr für den Themenkreis der zwischenmenschlichen Beziehungen interessierte. Man kann nicht »vergessen«, daß Joachim homosexuell ist. Ich konnte dies jedenfalls, wie ich entdeckte, nie leicht aus meinem Bewußtsein verbannen, und ich glaube nicht, daß dies allein mit meiner Person zusammenhängt. Vielmehr bin ich mir sicher, daß es sich um eine kulturelle Prägung handelt, die sich in den arabischen Ländern bei den meisten Menschen bemerkbar macht. Und wenn ich auch nicht sicher sagen kann, ob dies auch in Deutschland allgemein der Fall ist, so kann ich doch bezeugen, daß Joachims Homosexualität bei jedem Deutschen, der ihn kennt und mit dem ich gesprochen habe, im Gespräch in gewisser Weise eine Rolle spielte.

Hinzu kommt, daß Joachim selbst durch seine Art dazu beiträgt, daß man bei den Beziehungsthemen bleibt und sie nicht verdrängt. Ich habe selten jemanden kennengelernt, der wie er gewissermaßen keine Geheimnisse hat und sich

(zumindest mir gegenüber) so verhält, als seien persönliche und intime Beziehungen nichts Geheimnisvolles und als könne man darüber reden wie über jedes alltägliche Thema. Joachim hat seine Scham besiegt und hat daher in dieser Hinsicht nichts zu verbergen. Er spricht über sich selbst wie über seine Romanfiguren. Er kann mit Distanz über sich selbst sprechen, so als sei sein »Ich« eine andere Person als die seines sprechenden Ichs.

Ich selbst bin jemand, der gern Abstand zu den Dingen nimmt, um möglichst neutral über sie zu sprechen und der auch über sich selbst möglichst distanziert spricht. Das heißt natürlich nicht, daß ich die jeweiligen Dinge nicht auch aus der Nähe mag oder daß ich mich selbst nicht mag. Im Gegenteil. Ich sage immer wieder, daß man einen Menschen, eine Gruppe oder eine Religion so lieben kann, daß man für sie sterben würde, aber gleichzeitig auch eine kritische Distanz zu dem, was oder wen man liebt, aufrechterhalten sollte, um nicht der Blindheit anheim zu fallen. Doch um auf Joachim und die junge Frau, die ich damals eingeladen hatte, zurückzukommen: Er hatte keine neue Verabredung mit ihr getroffen. Soweit ich verstand, hätte er dies aber tun können und vielleicht tun müssen, um sie, und sei es nur aus Neugier, besser kennenzulernen.

Joachims Gefühlsleben war aber sicherlich nicht das einzige Thema unserer Unterhaltungen. Wir sprachen über die verschiedensten Dinge. Wir hatten ein festes Programm und unternahmen zusätzlich dazu spontan noch viele andere kulturelle, soziale und touristische Aktivitäten, manchmal auch nur zur Entspannung. Jede dieser Unternehmungen reizte uns wiederum zu neuen Unterhaltungen. Wir sprachen über den Verkehr in Beirut, über Hitze und Kälte, über die Berge und das Meer und über tausend andere Dinge. Wir traten bei Symposien in der Libanesisch-Amerikanischen Universität, in der American University of Beirut, der Université Saint-Joseph, im Kulturverein Entelias und im Akademischen Club von Tripolis auf. Wir trafen Schriftsteller, Dichter und



Journalisten, und wir besuchten Orte, von denen ich annahm, daß sie Joachim dabei helfen würden, die Situation in Libanon und in der Region umfassender zu verstehen: Angefangen vom al-Khiyam-Gefängnis, wo Anhänger des Widerstandes gegen die Besetzung des Südlibanon gefoltert wurden, über die Riesenzedern in Nordlibanon bis hin zu den durch das Massaker von 1982 zu trauriger Berühmtheit gelangten Flüchtlingslagern Sabra und Schatila. Wir aßen in Privathäusern nach Hausfrauenart und speisten in Restaurants, wir saßen in den berühmten Cafés von Beirut und taten dies und das und alles mögliche.

Im Rahmen dieser vielen Unternehmungen rief mich einmal eine Dame vom Goethe-Institut in Beirut an. Sie stellte sich als Journalistin einer englischsprachigen Beiruter Tageszeitung vor und äußerte den Wunsch, ein Interview mit Joachim und mir zu machen. Ich wandte ein, kein Englisch zu sprechen, doch sie sagte, sie spreche auch Französisch und ein wenig umgangssprachliches Arabisch, und sie sei zudem deutscher Herkunft und spreche daher Deutsch. Joachim stand neben mir, als ich mit ihr telefonierte. Wir vereinbarten einen Termin für denselben Tag um 16 Uhr im Goethe-Institut. Als sich die beiden begrüßten, sah ich, daß die Journalistin kleiner als Joachim war. Sie rauchte und trug ein langes Kleid, das ihr bis zur Mitte der Waden reichte, und Turnschuhe, die nicht recht zu dem Kleid passen wollten. Seltsamerweise versuchte ich unwillkürlich, sie mit Joachims Augen zu sehen. Natürlich ging das nicht. Was mir aber auffiel, war ihr Gesäß. Es schien wie eine Verlängerung ihres Rückens zu sein, es gab keine Rundungen oder Erhebungen daran. Sie war jungenhaft frisiert und hatte sehr kurz geschnittene Haare. Wenn sie gerade dastand, wirkte sie wie ein General, der eine historische Schlacht geschlagen hat. In ihrer Haltung lag Stolz (ich begriff nicht, worauf), etwas Hochmut und vielleicht auch Provokation. Sie warf ihren Kopf nach hinten wie jemand, der seine Nasenspitze betrachten will. Vielleicht war ihr Auftreten gerade dadurch beeindruckend. Sie strahlte Stärke aus.

Sie stellte uns Fragen, die wir beantworteten, Joachim auf deutsch, ich auf französisch. Sie dolmetschten mir abwechselnd, was sie jeweils auf deutsch gesagt hatten. Sie befragte uns nach unserem Schreibstil, nach unseren literarischen Themen und nach unseren Eindrücken von dem, was wir gemeinsam gesehen hatten.

Nachdem sie ihre Fragen gestellt hatte und das Interview beendet schien, da wir nur noch über dies und jenes redeten, äußerte ich den Wunsch zu gehen, und auch Joachim wollte aufbrechen, aber – welch ein Zufall! – genau in diesem Moment kam der Institutsdirektor herein und schlug uns dreien vor, zur Vernissage eines libanesischen Künstlers zu kommen, die kurze Zeit später begänne. Ich entschuldigte mich, weil ich wirklich sehr müde war und das Bedürfnis hatte, mich zu Hause etwas auszuruhen, aber Joachim sagte zu, und die Journalistin auch. Ich verabschiedete mich und bat Joachim mich anzurufen, wenn die Ausstellungseröffnung vorbei sei, und sagte, daß ich bereit sei, ihn später am Abend noch zu begleiten, wenn er dies wolle. Joachim rief nicht an. Ich sagte mir, daß er vielleicht Sader getroffen hatte, den er seit dem Tag nach seiner Ankunft kannte. Ohnehin dachte ich immer, wenn er unterwegs war und mir nicht Bescheid gab, daß er bei Sader oder in den entsprechenden Kreisen sei.

Für den nächsten Morgen waren Joachim und ich zu einem Ausflug zu meinem Haus in den Bergen verabredet. Es liegt in Ehden auf 1450 Metern über dem Meer, etwa einhundert Kilometer von Beirut entfernt. Joachim kam zur verabredeten Zeit und wirkte ganz normal. Aber irgend etwas stimmte nicht mit seiner Normalität. Im Auto, das ich steuerte, war er etwas schweigsam. Als wir durch Jounieh, etwa dreißig Kilometer außerhalb von Beirut, kamen, fragte ich ihn: »Was ist los mit dir? Erzähl!«

Und er erzählte! Ich hätte unmöglich erraten können, was er mir von jenem Abend zuvor berichten würde. Er sagte: »Ich bin gestern abend Vater geworden.« Er fuhr

fort: »Nach der Vernissage blieb ich noch etwas im Goethe-Institut und unterhielt mich mit der Journalistin. Sie schlug vor, noch gemeinsam ein Bier trinken zu gehen. Ich war einverstanden, und so nahm sie mich in ein nettes Lokal in der Monot-Straße mit. Sie kennt sich gut in Beirut aus und weiß, wo man abends hingehen kann. Wir tranken als Deutsche etwas Bier, und schließlich verbrachten wir den Rest des Abends bei ihr zu Hause. Sie wohnt in der Nähe des Lokals. Und wir landeten im Bett.« »Nackt?«, fragte ich in naiver Bestürzung. »Nackt«, bestätigte Joachim und fuhr fort: »Als der kritische Moment kam, stand sie auf und verschwand, kam kurze Zeit später wieder und sagte: Ich habe keine Kondome bei mir. Ohne nachzudenken sagte ich: Dann werde ich eben Vater! Und so bin ich Vater geworden.«

Ich sagte, er solle doch erst einmal abwarten, doch er meinte, das spiele keine Rolle. Mein Gott, dachte ich, was ist denn passiert? Ist Deutschland in einer einzigen Nacht »in Ordnung gekommen«? Joachim sagte, dies sei das erste Mal seit zwanzig oder mehr Jahren gewesen, daß er mit einer Frau geschlafen habe. Fragen über Fragen gingen mir durch den Kopf. Ich war so neugierig geworden, daß ich nicht an mich halten konnte. Ich hatte es, wenn man so sagen kann, mit einer »literarischen Begebenheit« zu tun, die man nur noch aufzuschreiben brauchte. Ich fragte ihn, ob er denselben Genuß verspürt habe wie mit einem Mann, was er bejahte. Er durchschaute, worauf ich mit meiner Frage hinauswollte: Ich wollte wissen, ob er mit ihr nur oberflächlich Spaß gehabt hatte oder ob es ein Vergnügen war, das er weiterführen wollte, deshalb ergänzte er gleich: »Es war eine starke und tiefe Lust.« Ich fragte ihn scherzhaft: »Ist Deutschland also zur Vernunft gekommen?« Er lächelte und sagte nichts.

Ich fragte, was ihn denn zu ihr hingezogen und sein Leben so völlig verändert habe, doch er wußte es nicht zu sagen. Sie hätten viel miteinander gesprochen, und sie habe sich ihm auch deswegen zugeneigt gefühlt, weil sie einige Male zuvor

schlechte Erfahrungen mit Libanesen gemacht habe, die sie nicht so behandelt hätten, wie sie es wollte. Sie seien etwas grob zu ihr als Deutscher gewesen und hätten sich scheinbar nur abregiert, um danach wieder zu verschwinden. »Sie hatte das Gefühl, daß ich anders mit ihr umgehe, fürsorglicher und sanfter«, sagte Joachim. (Hatte er wirklich »sanfter« gesagt?) Ich kommentierte nicht, was er sagte, aber es erinnerte mich an einen libanesischen Freund von mir, der mir immer sagt, wenn er eine Beziehung mit einer verheirateten Frau hat: »Ihr Mann hat kein Niveau!« (Er sagt es umgangssprachlich: *Zaujha mish charj!*\*) Joachim sagte, daß die Wahrscheinlichkeit für eine Schwangerschaft sehr groß sei, da sie gerade ihre fruchtbaren Tage habe. Sie habe sich einverstanden gezeigt, daß sie auch künftig ohne Präservativ zusammen schlafen wollten, und sie habe gelächelt, als er gesagt habe, er würde Vater. Sie habe sich im Bett neben ihn gelegt und sich ganz zwanglos und ohne Zurückhaltung an ihn geschmiegt, ohne an etwas zu denken. Von einem Augenblick zum anderen habe sich ihr Verhältnis verändert, es sei ernsthafter geworden, und was sie taten, habe Beständigkeit erhalten. Der Augenblick habe mit einemmal Gegenwart und Zukunft zugleich umfaßt. Joachim wirkte zerstreut, während er erzählte, und er wirkte, als schössen ihm gleich Tränen in die Augen, als er sich fragte, wie wohl seine Mutter reagiert hätte, wenn sie noch lebte und er ihr davon erzählen könnte. Er wünschte sich, sie wäre noch am Leben, nur damit er ihr es sagen könnte. Sie hätte sich so gefreut! Ich hätte alles erwartet, nur nicht, daß er gerade in diesem Moment an seine Mutter denkt. Dämliche Klischees! Wie kommt es, daß man den Deutschen Gefühlskälte nachsagt? Ich kann mich nicht erinnern, daß ich, als meine Frau schwanger wurde, an meine Mutter oder an meinen Vater, der schon über zwanzig Jahre lang tot war, gedacht habe.

Joachim redete so, als sei die Schwangerschaft bereits eine Tatsache und die Geburt des Kindes nur noch eine Sache von neun Monaten. Auf dem Weg nach Ehden gab

er seinem Sohn sogar schon einen Namen: Sebastian! Ich scherzte, er solle ihn doch nach mir benennen. »Bei uns heißt du dann ›Abu Rashid‹«, sagte ich, doch Joachim war nicht begeistert. »Dann nenne ihn ›Lubnan‹, Libanon, nach dem Land, in dem sich dein Leben so komplett verändert hat«, schlug ich vor, doch auch das sagte ihm nicht zu. Ich korrigierte: »Es sei denn, es hat deinen Lebensweg doch nicht verändert.« Joachim antwortete nicht. Er liebte den Namen Sebastian, und ich nannte ihn fortan ›Abu Sebastian‹ und erklärte ihm, daß die Araber Eltern mit dem Namen ihres erstgeborenen Sohnes anreden.\*

Joachim sagte, er wolle seinem Kind schon frühzeitig sagen, daß er homosexuell sei, da er darauf vertraue, daß junge Kinder alles akzeptieren. »Und wenn dein Sohn wie du homosexuell wird, was dann?« fragte ich ihn. »Das kann ich nicht beeinflussen«, sagte Joachim. »Wenn es so kommen wird, dann ist es sein Schicksal, und man sollte nicht versuchen es abzuwenden.« Joachim war zerstreut, aber nicht ratlos, weder psychisch, noch materiell, noch praktisch. Alles schien ihm ganz einfach vorzukommen, was mich überraschte, und ich fragte mich ein weiteres Mal, ob ich »das richtige Alphabet« zugrunde gelegt hatte, um ihn zu verstehen, oder nur jenes, das ich beherrschte.

Was für Joachim die Situation erleichterte, war die Tatsache, daß seine Freundin die Vorstellung einer Schwangerschaft akzeptierte, obwohl sie nicht damit gerechnet hatte. Sie verspürte einen Kinderwunsch, aber es war kein drängender Wunsch gewesen, und es wäre ihr nicht in den Sinn gekommen, daß es gerade jetzt passieren würde. (Ich übersetzte Joachim bei dieser Gelegenheit den arabischen Aphorismus: »Unverhofft ist besser als geplant.«.) Und was Joachim diese für ihn eigentlich völlig ungewöhnliche Sache zusätzlich erleichterte, war, daß seine Freundin eine Wohnung in Berlin besaß und mit der Unterstützung ihrer Eltern rechnen konnte, auch wenn sie längere Zeit ohne Arbeit wäre. Das beruhigte Joachim sehr: Die Wohnung und der Unterhalt, oder zumindest ein teilweise

gesicherter Unterhalt. Es war verständlich, daß er sich Gedanken um die Wohnung machte, denn er lebte ja mit einem Lebenspartner zusammen und hatte seit langer Zeit nicht mehr daran gedacht, diese Paarbeziehung und Wohngemeinschaft aufzugeben. Die Wohnung der Freundin ermöglichte es ihm vielleicht, in zwei Haushalten gleichzeitig zu leben. Dies könnte eine Ausweidlösung sein, bis er in Ruhe und ohne zeitlichen Druck eine Entscheidung getroffen haben würde.

Joachim war noch nicht in der Lage, diese Dinge durchzudenken und sie unter allen Gesichtspunkten zu betrachten, denn er stand noch unter dem Eindruck des ersten Augenblicks, und es waren erst wenige Stunden vergangen, seit die Wandlung eingetreten war. Schwangerschaft, Geburt, die Frage, wo das Kind wohnen würde, die elterliche Verantwortung und alles andere, was sich daraus ergibt, daß man ein Kind hat, das man bewußt gewollt hat, auch wenn die Entscheidung schnell fiel ... Mit all diesen Dingen ist er jetzt und in der nahen Zukunft konfrontiert, dachte ich, und ich wollte ihn nach Möglichkeit darauf ansprechen, so der Gesprächsverlauf es erlaubte. Er wußte nicht, wohin ihn das, was er getan hatte, führen würde.

Mir fiel das von Dalí selbst geschriebene *Geheime Leben des Salvador Dalí* ein. Ich war von manchem in diesem Buch erschreckt und tief betroffen gewesen. Dalí schreibt, der Mensch wisse nicht, wohin ihn seine Gefühle in der Zukunft treiben könnten, und sei quasi ein Spielball seiner eigenen Emotionen, die zuweilen völlig unabhängig von seinem Willen funktionierten. Er führt selbst erlebte Beispiele wie das folgende dafür an: Er habe einmal einen gleichaltrigen Freund, der bei ihm zu Besuch gewesen sei, von einer mehrere Meter hohen Brücke ohne Geländer gestoßen. Der Junge habe sich alle Knochen gebrochen und sei fast gestorben. Dalí habe ihn sehr gern gehabt! Ich kenne dieses Phänomen, weil ich es selbst erlebt habe. Ich erlebe es noch immer, und es wird mir auch künftig wieder passieren (allerdings meiner Art entsprechend und sicher nicht wie bei Salvador Dalí). Und ich glaube, daß auch Joachim genau das passiert ist.

Joachim sprach über sehr vieles auf unserem Weg nach Ehden und offenbarte mir viele seiner Gefühle. Wir sprachen über alles, worauf uns der Vorfall der Nacht zuvor brachte (und das war sehr viel), und wir redeten über all diese Themen ganz zwanglos und ungeplant. Wir hatten viel Zeit, weil sich der Verkehr aus Beirut heraus staute, und im Auto läßt es sich vertraut reden. Wir redeten nur nicht darüber, ob Joachim N. ins Bild setzen würde, und das überraschte mich dann doch, denn ich hatte erwartet, daß wir über diesen Punkt als erstes sprechen würden. Ich wartete vergeblich, daß das Gespräch irgendwann darauf käme, bis ich Joachim direkt fragte: »Und N.? Wann wirst du es ihm sagen?« Doch Joachim sagte, anstatt zu antworten: »Ich versuche mir vorzustellen, wie er reagieren wird.« Er überlegte, ob er ihm wohl besser von Beirut aus per Telefon Bescheid geben sollte oder ob er erst nach seiner Rückkehr mit N. darüber sprechen sollte, wenn er ihm gegenüberstände. Er beschloß, es ihm lieber später direkt zu sagen. Joachim war immer für das direkte Gespräch. Es war alles so schnell gegangen. Joachim war kaum zum Durchatmen gekommen. Doch er konnte nicht entfliehen, und er wollte es auch nicht. Joachim hatte Angst davor, N. zu verlassen. N. war alt und wäre dann einsam und alleine. Vielleicht hatte er auch keine Angst, weil er ihn gar nicht verlassen wollte. Ich weiß es nicht. (Immer frage ich mich, mit welchem Alphabet ich das, was ich bei Joachim beobachte, lesen soll.)

Ich erinnerte mich an eine französische Bekannte, die mit einem fünfundzwanzig Jahre älteren Mann verheiratet ist. Sie war fünfzig, als er fünfundsiebzig wurde. Mit zunehmendem Alter ihres Mannes begann sie sexuelle Beziehungen zu anderen Männern, ohne ihren Mann davon zu unterrichten, doch sie gab ihm nie auch nur eine Minute zu spät seine Medizin. Sie wollte in diesem Moment immer bei ihm sein und war darauf bedacht, zu Hause sein, wenn er gegen zehn Uhr zu Bett ging. Sie erzählte mir, daß er früher ihr Lehrer gewesen war, sie sich in ihn verliebte, ihn heiratete und zwei Kinder mit ihm bekam. Aber jetzt sei er ein anderer Mensch

geworden – »zu einem gewissen Grad«, so verbesserte sie sich –, aber sie sei ihm weiterhin verpflichtet und wolle dieser Pflicht in jedem Falle nachkommen. Mir schien, daß Joachim sich die Möglichkeit, aus der gemeinsamen Wohnung mit N. auszuziehen, nicht vorstellen konnte. Aber würde N. einverstanden sein, daß Joachims Freundin mit ihrem Kind bei ihnen beiden einzieht? Ich glaube nicht, daß Joachim wußte, ob N. darauf eingehen würde, und vielleicht hatte er sich diese Frage auch noch gar nicht gestellt.

Noch auf dem Weg nach Ehden äußerte Joachim mehrfach den Wunsch, seine Freundin gleich nach der Ankunft anzurufen. Dort angekommen, bat er um Erlaubnis, mein Handy zu benutzen, wählte die Nummer und ging hinaus auf den Balkon, um alleine mit ihr zu sprechen, obwohl er deutsch mit ihr redete und ich ohnehin nichts verstanden hätte. Oder vielleicht doch! Ich hätte vieles oder sogar alles verstanden. Mit mir im Raum zu sein war eben nicht dasselbe, wie alleine zu sein, selbst wenn Joachim deutsch mit ihr sprach. Das ist Liebe, dachte ich. Aber konnte das denn sein? Hatte sich Joachim wirklich in eine Journalistin verliebt, die er erst seit gestern kannte? Hatte es ihn getroffen wie ein Blitzschlag, *un coup de foudre*, wie die Franzosen sagen? Es waren seit dem ersten Telefonat noch nicht mehr als zwei Stunden vergangen, als er sie erneut anrief. Er mußte mich jedes Mal um Erlaubnis bitten, denn er hatte sein Handy in Deutschland gelassen. Ich ärgerte mich über mich selbst, weil ich mich schon wie sein Aufpasser fühlte, und sagte ihm, er solle anrufen, wen er wolle und wann immer er wolle, ohne mich vorher um Erlaubnis zu bitten. Ich legte mein Telefon auf den Tisch, an dem wir saßen. Wir hatten vereinbart, so lange in Ehden zu bleiben, wie es uns gefiele, aber Joachim wollte, daß wir schon am nächsten Tag zurück nach Beirut fahren. Wir fuhren auch am nächsten Tag, aber erst nachmittags. Ich setzte ihn beim Hotel ab und überließ ihn sich selbst. Wenn er wollte, konnte er mich anrufen, damit wir zusammen Abend essen oder ausgehen, und wenn nicht, dann eben nicht.



Er rief mich erst am nächsten Morgen an und überbrachte mir eine schlechte Nachricht. N. habe eine beunruhigende medizinische Diagnose erhalten, sei sehr verängstigt und verunsichert und wünsche sich, Joachim an seiner Seite zu haben. Er habe sich untersuchen lassen und warte nun auf das Ergebnis, welches Aufschluß darüber geben würde, ob es sich um einen bösartigen Tumor handele oder um etwas anderes. Diese Nachricht schmerzte Joachim sehr, und er hatte ein wenig Schuldgefühle, weil er so weit weg war. Aber er entschloß sich nicht zu einer vorzeitigen Rückkehr nach Berlin, um bei seinem Freund zu sein, was dieser sich gewünscht hätte und was Joachim selbst gern getan hätte, wenn er nicht noch zwei Wochen lang für das Programm verpflichtet gewesen wäre. Er mußte noch einige Tage lang sorgenvoll warten, bis das Ergebnis der Untersuchungen kam. Es stellte sich heraus, daß es doch nicht so beängstigend war. Eine Behandlung und Beobachtung waren zwar nötig, aber der Befund war nicht so gefährlich, wie es am Anfang den Anschein gehabt hatte.

Joachim war seit dem Tag seiner Ankunft in Beirut nicht aus dem Hotel gegangen, ohne zuerst mit N. telefoniert zu haben. N. rief jeden Morgen an, aber auch Joachim rief ihn manchmal im Lauf des Tages an, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Als Joachim in bezug auf N.s Krankheit etwas beruhigt war, bot ich ihm an, das bevorstehende Wochenende erneut in Ehden zu verbringen und seine Freundin auch dazu einzuladen. Er begrüßte meinen Vorschlag, sagte aber, er müsse zunächst Rücksprache mit ihr halten, bevor er zusagen könne. Ich antwortete, es sei ja selbstverständlich, daß ein Mann und eine Frau sich gerade am Beginn einer Beziehung vorher absprächen. Aber Joachims Freundin konnte nicht mitkommen. Aufgrund ihrer Arbeit mußte sie am Wochenende wegen der dann stattfindenden Gemeindewahlen in Beirut sein. »Und du«, fragte ich Joachim, »würdest du auch ohne sie fahren?« »Nein, ich bleibe lieber hier«, sagte er. Ich kann mich nicht erinnern, daß seit der Schwangerschaft seiner Freundin ein Tag

vergangen war, ohne daß wir nicht zumindest beiläufig über dieses Thema oder etwas damit Zusammenhängendes gesprochen hätten. Er wartete ungeduldig und unruhig auf den Zeitpunkt ihrer Periode. Er wollte auch nicht, daß etwas über ihre Schwangerschaft in Umlauf gebracht wurde, bevor diese nicht feststand. Deshalb bat er mich mehrfach, mit niemandem über seine neue Beziehung zu sprechen. Seine Freundin wolle dies auch nicht. Er hatte ihr im übrigen nicht gesagt, daß ich etwas von der Sache (geschweige denn von den Einzelheiten) weiß, obgleich sie es vielleicht vermutete, denn einfältig war sie nicht.

So ging es die restliche Zeit über weiter. Wir machten unsere Arbeit im Rahmen des Programms, das uns zusammengeführt hatte, traten auf Veranstaltungen auf und diskutierten zugleich untereinander über das erwähnte außerordentliche Ereignis, bis Joachims Abreise nach Berlin näherrückte. Ich vereinbarte mit einigen libanesischen und deutschen Freunden, am Vorabend seiner Abreise ein Abschiedsessen auszurichten, zu dem wir ihn und seine Freundin einluden. Vor dem Essen holte ich ihn in seinem Hotel ab. Sie war bei ihm. Sie kam in seiner Begleitung aus seinem Zimmer. Ich war nicht überrascht, sondern fand es ganz normal.

Was mich überraschte, war etwas anderes, nämlich daß Sader am Abendessen teilnahm. Ich hatte nicht erwartet, ihn zu sehen, und war ebenso überrascht von seiner Anwesenheit wie von meinem Unmut darüber. Ich fragte Joachim nicht, wer ihn eingeladen hatte, weil ich dachte, daß diese Frage eine zu große Einmischung in seine Angelegenheiten wäre. Vielleicht hätte er sie auch als implizite Kritik aufgefaßt. Es hätte so gewirkt, als würde ich ihm sagen: »Du erwartest doch jetzt ein Kind, also gehe in dich und bereue. Wie kannst du dir erlauben, so weiterzumachen wie früher?« Das wollte ich auf keinen Fall, und es war auch in keiner Weise mein Standpunkt. Ich war natürlich nicht so naiv anzunehmen, daß Joachim seine Gewohnheiten ändert, nur weil seine Freundin von ihm schwanger

ist, aber es überraschte mich, daß ich mich so verhielt, als wäre mir das am liebsten oder als würde mich dieser Wunsch unbewußt umtreiben. Wie auch immer, ich fragte ihn nicht, wer Sader zum Abendessen eingeladen hatte, aber ich vermutete, daß Joachim – wer sonst – ihn selbst eingeladen hatte.

Ich beobachtete Joachims Freundin. Sie schien die meiste Zeit über alleine zu sein, obwohl sie sich in unserer Gesellschaft befand. Sie hielt ihr Glas wie eine Prinzessin in der Hand und wirkte, als wartete sie auf niemanden und erwarte von niemandem etwas. Sie blickte nur um sich, so als sei sie gleichzeitig auf der Party und auch wieder nicht, und sie machte nicht den Eindruck einer hilfsbedürftigen Schwangeren. Es war deutlich, daß Joachim gern bei ihr sein wollte, aber Sader beanspruchte ihn sehr. Endlich gelang es ihm, sich wieder neben sie zu setzen, und sie begannen ein Zwiegespräch, das sich aber auch an die anderen und an Sader richtete. Ich fragte mich, ob er ihr wohl etwas über seine Beziehung zu Sader erzählt hatte, über die ich selbst in Wahrheit nichts wußte und von der ich nicht einmal weiß, ob es sie überhaupt gegeben hat. Joachim hatte mir nichts davon erzählt, und ich wollte ihn auch nicht danach fragen. Sicher hatte Joachim seiner Freundin von N. erzählt, das war unvermeidlich. Er hätte es, selbst wenn er gewollt hätte, nicht verheimlichen können. Eine noch so junge »Beziehung« wie die zu Sader hätte er aber verschweigen können. Mir schien, daß Joachim sein Verhältnis zu Sader festigen und dauerhaft anlegen wollte. Gleichzeitig saß neben ihm eine Frau, die von ihm schwanger war und die sicherlich wußte, was gespielt wurde! Er hatte mir ja selbst gesagt, daß er ihr so gut wie alles erzählt hatte. Demnach hatte sie kein Problem damit, daß er mit Männern Umgang pflegte, auch wenn sie schwanger von ihm war. Das hieß, daß sie lediglich an seinem Samen interessiert war; ohnehin ist dies in Europa und im Westen insgesamt mittlerweile ein bekanntes Phänomen: Frauen beginnen Beziehungen zu Männern, um sich von ihnen schwängern zu lassen, und ohne sie darüber in Kenntnis zu setzen. Manche

sagen ihnen im Fall der Schwangerschaft oder nach der Geburt Bescheid, verlangen von ihnen aber, daß sie sich nicht weiter in ihr Leben einmischen. Sie informieren sie lediglich. Eine französische Psychologin, die ich kenne, erzählte mir einmal, daß sie aus ihrer Arbeit in Paris viele solcher Fälle kenne. Zwischen der deutschen und der arabischen Lebenswelt ist noch vieles zu klären, ging es mir an diesem Abend wiederholt durch den Kopf. Nach dem Essen waren nur noch Joachim, seine Freundin, Sader und ich da. Joachim sagte, er würde sich selbst darum kümmern, wie er zum Hotel zurückkomme, und daß ich mir keine Gedanken darüber machen solle. Ich verabschiedete mich daraufhin und ging.

Joachim telefoniert nicht gerne, und ich korrespondiere nicht gerne schriftlich. Deswegen tauschten wir nach Joachims Rückreise nach Berlin lediglich ein paar wenige E-Mails aus, insgesamt nicht mehr als acht, und riefen uns noch seltener an. Die erste E-Mail, die ich von ihm bekam, erreichte mich am Tag seiner Ankunft in Berlin. Er schrieb, daß er gut angekommen sei, dankte mir für die Gastfreundschaft und beruhigte mich in bezug auf N.s Gesundheit. Seine Erkrankung sei zwar ernst, aber doch weniger dramatisch, als es zunächst den Anschein gehabt hatte, und entsprechend erleichtert sei er, Joachim.

Joachim war Mitte Mai abgereist. Mitte Juni teilte er mir in einer neuen E-Mail mit, daß er in der zweiten Juliwoche wieder nach Beirut kommen und dann bei seiner Freundin wohnen werde, welche, wie er in Klammern hinzufügte, »noch nicht schwanger« sei. Es war nicht schwer zu begreifen, daß der erste Versuch noch nicht erfolgreich gewesen war und er zu einem zweiten anreisen wollte. Er wollte unbedingt ein Kind. Hatte er die richtige Frau getroffen, mit der er diesen Wunsch seinen Vorstellungen gemäß realisieren konnte? Ich kenne allerdings seine Vorstellungen kaum und weiß auch nicht, ob Joachim sich überhaupt genau über sie im klaren ist. Aber soweit ich sie an Hand unserer Diskussionen ergründen konnte, bestehen sie in einer Frau, die finanziell und von ihrer Wohnsituation her

unabhängig von ihm sein kann, die sich mit dem Kind zufrieden gibt und die darüber hinaus materiell oder ideell nicht unbedingt etwas von ihm verlangt. Aber ging es Joachim bei seiner zweiten Libanonreise darum, seine Freundin zu schwängern, um das Kind oder um beides? Hatte diese Frau einen versteckten Nerv bei Joachim getroffen, kam er deshalb zurück? Jedenfalls hatte Joachim beschlossen, noch einmal für eine Woche nach Libanon zu kommen und einen neuen Versuch mit ihr zu starten.

Ich gebe offen zu, daß diese überraschende Nachricht mich sehr freute. Sie »erregte« mich; auf englisch würde man sagen: *It was exciting!* Ich glaube, das ist der richtige Begriff. Es bewegte mich aus vielerlei Gründen, die ich zu sondieren versuchte: Hoffte ich vielleicht, daß sein Besuch in Libanon die Wende in einer persönlichen Biographie verursacht hatte (»in der Biographie eines deutschen Schriftstellers«! Man sehe sich diese Diktion an; sie wirkt wie einem Buch entnommen). Oder hoffte ich, daß unsere Diskussionen bei ihm etwas bewirkt und dazu beigetragen hatten, daß er sich für ein »gewöhnliches« Leben entschied, das ich zu »begreifen« imstande war? (Bin ich wirklich so traditionell?) Schließlich war sein Lebensstil nach unseren Maßstäben nicht nur ungewöhnlich und gegen die Gewohnheit, sondern auch »unvernünftig« und gegen alle Vernunft gerichtet (auch wenn er für mich eigentlich nichts Verwunderliches darstellte). Ich wußte nicht, was mich so sehr freute oder beschäftigte. Vielleicht war es einfach die Tatsache, daß ich mich einem Ereignis gegenüber sah, das erzählt werden wollte und das mich literarisch außerordentlich interessierte, weil es in seiner Ungewöhnlichkeit neue Horizonte und Grenzen erschloß und damit, wie ich denke, dem Wesen von Literatur sehr nahe kam.

Joachim wollte zurück nach Libanon, nachdem er erst vor weniger als zwei Monaten abgereist war. Ich beschloß ihn zu empfangen, wie ich enge Freunde empfangen. Einige Tage vor seiner Ankunft besuchte ich einen Freund, der sich in

Rekonvaleszenz von einer Lungenkrebserkrankung befand. Wir redeten über vieles, und ich erzählte ihm von dem bevorstehenden Besuch eines deutschen Schriftstellers. Mein Freund wußte nichts von dem Austauschprogramm, das uns zusammengeführt hatte, und ebensowenig von dem, was wir in Berlin und in Beirut gemacht hatten, weil er sich zu dieser Zeit einer schwierigen Behandlung unterziehen mußte. Ich sagte ihm, daß mein literarischer Partner homosexuell sei, daß er aber hier in Beirut eine Frau getroffen und mit ihr eine Beziehung angefangen habe, seine erste Beziehung zu einer Frau seit zwanzig Jahren. Mein Freund sagte darauf im Befehlston: »Dann gib eine Feier für ihn! Bereite ihm eine Hochzeit und ein Festmahl!«

Mein besagter Freund ist Theaterregisseur. Er hat zu Sowjetzeiten in Moskau studiert, und seine Arbeiten waren für das libanesisches und das arabische Theater allgemein vom Ende der sechziger bis in die späten neunziger Jahre Meilensteine. Er ist mit einer Frau verheiratet, die aus einer anderen Konfession als er selbst stammt, und stellt es seinen beiden Kindern frei, die eine oder die andere Konfession oder gar eine andere Religion anzunehmen, oder, wenn sie dies möchten, ganz ohne Bekenntnis zu bleiben. In allen politischen, gesellschaftlichen und ethischen Fragen ist er ein Mann von größter Offenheit. Er ist nicht nur als Regisseur, sondern auch als Mensch ein Avantgardist. Eine Hochzeit, ein Festmahl sollte ich also für Joachim ausrichten, meinte er. Ich wälzte den Gedanken hin und her und überlegte, was meinen Freund wohl auf diese Idee gebracht hatte. Als Regisseur hatte er vielen seiner Theaterstücke eine epische Dimension gegeben; da wurden alle Arten von Feiern, insbesondere Hochzeiten und Begräbnisse, abgehalten und schicksalhafte Momente inszeniert ... Und ich fragte mich, ob seine Idee vielleicht auch mit seinem drängenden Wunsch nach Freude und seinem starken Lebenswillen zu tun hatte, nachdem er eine bösartige und kräfteaubende Krankheit überstanden hatte. Und so gab ich eine Hochzeit für Joachim!

Ich lud ihn mit seiner Freundin nach Ehden ein, im Juli, wenn es dort nicht zu heiß ist, der Himmel tief und nah zu sein scheint und die Sommerfrüchte reif sind.

Ehden ist besonders attraktiv, wenn man es mit Beirut im Sommer vergleicht, wo eine schreckliche Mischung aus Hitze und Feuchtigkeit herrscht. Ich lud ihn also nach Ehden ein, sagte ihm aber nicht, was ich vorhatte. Wir gingen abends in ein kleines Lokal, wo wir unter freiem Himmel nahe einer Quelle saßen. Ich hatte den Betreiber des Restaurants zuvor gebeten, uns einen Hochzeitstisch zu reservieren und einen Sänger einzuladen, der auch Laute spielen kann und der sowohl klassische arabische als auch volkstümliche Lieder der Region kennt, kurz: jemanden, der Stimmung machen und die Erde unter den Zuhörern erbeben lassen kann! Ich lud mehrere Freunde ein, die solche Abende mögen, unter ihnen eine Bekannte, die nicht nur gerne tanzte, sondern beim Tanzen auch gerne einmal aus der Rolle fiel. Ich hatte mit all diesen Vorbereitungen begonnen, seit mein Freund, der Regisseur, mich angewiesen hatte, für Joachim eine Hochzeit auszurichten. Ich sage bewußt »für Joachim«, denn seine Freundin kannte ich eigentlich gar nicht. Ich wußte nicht, wer sie ist, was sie mag und was nicht. Deshalb zielte die Idee auf Joachim ab, nicht auf sie.

Unser Abendessen begann um etwa neun Uhr abends. Es war ein Abend, wie man ihn sich schöner gar nicht wünschen konnte. Der Himmel war klar, man konnte die Sterne, so nah schienen sie einem, fast mit der Hand pflücken. Es wehte eine sanfte, frühlingshafte Brise, von der Quelle her war das Plätschern von Wasser zu hören, es herrschte eine ländliche Ruhe, die Menschen und Geister gleichermaßen in Staunen versetzte. Das Restaurant lag unterhalb eines von der UNESCO als Naturdenkmal ausgewiesenen Waldes, in dem seltene und wertvolle Bäume und Pflanzen wuchsen. Auch die Sicherheitssituation war in Libanon damals ruhig und sollte sich erst einige Monate später verschlechtern. Wir tranken und sangen und tanzten. Der Musiker, den der Restaurantbetreiber engagiert hatte, sang aus ganzem

Herzen, so als wolle er die »Ausländer« unter den Gästen von der Genialität und dem Zauber der arabischen Gesangkunst überzeugen, was ihm auch gelang. Die »Braut« begann im Rhythmus der Lieder zu tanzen, indem sie jene Tänzerin nachahmte, die sich nun tatsächlich ins Tanzen hineinsteigerte, wie sie es nie zuvor getan hatte. Die »Braut« schwang ihren Bauch, ihr Gesäß und ihre Brust (sie hatte übrigens gar keine und war am Oberkörper fast völlig flach), während der »Bräutigam« sich ganz schüchtern und bedächtig dazu bewegte. Ich selbst begann auch zu tanzen, was sehr selten geschieht (mein Gott, wie war ich froh, daß der Abend so gelungen war!). Wir feierten bis spät in die Nacht, bis das »Brautpaar« vom Tanzen müde wurde und genug getrunken hatte.

In der Wohnung war alles bereit: Ein Bett mit weißen Laken wie in alten Zeiten stand am Fenster, von dem aus man aus einer Höhe von 1450 Metern ins heilige Qadisha-Tal, bis zum Mittelmeer und ins Universum blicken konnte. Ich entzündete Räucherwerk aus Zedern- und Piniennadeln, und bevor sie in ihr Gemach eintraten, reichte ich den beiden Gästen noch ein Getränk aus wilden Julikräutern, Eibisch, Thymian und Minze mit einem Tropfen Orangenblütenkonzentrat, das ihnen wunderbar mundete. Ich hatte zunächst befürchtet, daß Joachim zu jenen Städtern gehören könnte, die sich in ländlicher Umgebung schnell langweilen, aber es war genau umgekehrt. Ähnlich wie ich hätte er gerne ein Haus in den Bergen oder auf dem Land, wo er arbeiten kann, wenn er möchte, und wohin er sich zurückziehen könnte, wenn er das Bedürfnis hat, alleine zu sein.

Am nächsten Morgen stand ich vor den beiden auf und bereitete ihnen ein besonderes Frühstück. Ich wußte, daß Joachim morgens normalerweise nicht ißt, aber ich war mir sicher, daß ihm dieses Frühstück zusagen würde. Es hätte nicht nur für zwei Personen, sondern für eine große Gruppe gereicht: Quark, Landkäse, grüne und schwarze Oliven, in Olivenöl aus dem Dorf gebratene Eier, Thymian,



Fleischpizza und Teigtaschen, ein Kessel Tee und wilder Honig. Ich stellte alles auf einen Tisch auf dem Balkon, von dem aus man die ganze Welt sehen konnte, entschuldigte mich und ließ die beiden allein im Haus. Ich ging, weil mir aufgefallen war, wie gern und ausdauernd Joachim mit seiner Freundin sprach. Er bemühte sich, Französisch zu sprechen, wenn ich anwesend war. Er war sehr höflich, aber ich befreite die beiden von meiner Anwesenheit. Nach einigen Tagen reiste Joachim wieder nach Berlin ab und hinterließ im Schoß seiner Freundin im schönen Libanon seinen Sproß. (Die Wahrscheinlichkeit, daß sie diesmal schwanger würde, war sehr groß, denn sicherlich hatten sie die richtige Zeit dafür gewählt.)

Am achten August, also weniger als einen Monat nach der »Hochzeit«, erhielt ich eine der seltenen E-Mails von Joachim, unterzeichnet mit »Abu Sebastian«. Er war sich also jetzt sicher, daß seine Freundin schwanger war. Aber in demselben Schreiben schnitt Joachim auch etwas an, das mich ein wenig ratlos machte. Er entschuldigte sich dafür, so spät zu mailen, und nannte als Grund dafür, daß es vorübergehend zu Spannungen zwischen ihm und seiner Freundin gekommen sei und dadurch zu einem gespannten Verhältnis »zum Libanon insgesamt«, wie er sich ausdrückte. Aber jetzt sei alles wieder in Ordnung. Am Schluß bat er mich noch, die Angelegenheit vertraulich zu behandeln und niemandem etwas zu erzählen. Ich hatte keinerlei Einblick in den Grund, der zu den Spannungen zwischen den beiden und dazu geführt hatte, daß er mir nicht schreiben konnte, aber ich war mir sicher, daß wir ausführlich darüber reden würden, wenn wir uns im Oktober in Frankfurt sehen würden. Ich war als einer von vielen arabischen Schriftstellern dorthin eingeladen, da die arabische Welt damals Ehrengast der Frankfurter Buchmesse war.

Am 31. August erreichte mich als Antwort auf eine vorherige Anfrage von mir ein weiteres Schreiben von Joachim. Er schloß seine Mail mit den in Klammern

gesetzten Worten: (Ingrid hat das Kind verloren), und unterschrieb mit »Der traurige Joachim«. Ich war erschüttert und bekümmert. Es war dies die letzte Nachricht von Joachim, bevor wir uns etwa zwei Monate später in Frankfurt zur Buchmesse wiedersahen. Bei der ersten Begegnung in Frankfurt war Ingrid dabei. Ich fragte ihn nach N., der in Berlin geblieben war. Joachim sagte, es gehe ihm gut, und er richte Grüße an mich aus. Ich fragte ihn auch, ob er seinen jungen Freund noch sehe. Joachim entgegnete, es gebe da zwar schon etwas Neues, aber es sei nicht so wichtig und er könne momentan nicht darüber sprechen. Die Zeit in Frankfurt war kurz, und Joachim und ich konnten nicht so miteinander sprechen, wie wir gerne wollten. Ingrid, seine Freundin, begleitete ihn die meiste Zeit, was unseren Gesprächen als »Verschworene« natürlich Grenzen setzte.

Aber einmal trafen wir uns nur zu zweit zum Mittagessen in einem der Bistros auf der Messe. Wir redeten ausführlich über unsere Erfahrung im Rahmen des Programms »West-Östlicher Diwan«, das uns zusammengeführt hatte. Während des Gesprächs kamen wir auf die Idee, daß ich über Joachims Aufenthalt in Libanon aus meiner Perspektive schreibe, also darüber, wie er Ingrid getroffen hatte, und über seinen Wunsch, sie zu schwängern oder ein Kind mit ihr zu haben oder beides, nachdem er zwanzig Jahre lang rein homosexuell gelebt hatte, und wir kamen überein, daß auch er über seine Erfahrungen aus seiner eigenen Sicht berichten würde.

Es war weder seiner noch meiner Art fremd, daß wir uns auf ein solches Projekt einigten, aber trotzdem war ich überrascht. Ich hatte ein Gefühl von Verlegenheit, denn was Joachim erlebt hatte, war etwas sehr Persönliches und Intimes gewesen, und es könnte peinlich oder unangenehm sein, über das, was ich miterlebt hatte, zu schreiben und es zu veröffentlichen. Vielleicht hatte ich ja auch Dinge gesehen, die in Wirklichkeit so nicht passiert sind, weil ich sie lediglich mit dem Alphabet entschlüsselt habe, das ich kenne, und weil ich sie mit *meinen* Augen gesehen und

mit *meinen* Ohren gehört habe. Aber ich bezwang dieses Gefühl schließlich und entschloß mich, unsere Vereinbarung umzusetzen, egal welche Fehler ich dabei vielleicht machen würde.

Die einzige Bitte, die Joachim hatte, war, die Gefühle seiner Freundin Ingrid nicht zu verletzen, ihre persönliche Würde nicht anzutasten und sie nicht dadurch zu kränken, daß man sie erkennbar macht. Soweit möglich, sollte ich mich daran halten.

Bei unserem letzten Zusammentreffen vor meiner Abreise nach Beirut war Ingrid wieder zugegen, und ich wollte sie gerne auf eben dieses Thema ansprechen. Ich wollte sie fragen, wie sie die Beziehung sieht, ob sie zufrieden ist oder nicht ... Viele Fragen gingen mir durch den Kopf, aber es war fast unmöglich, sie zu stellen. Wie und wo sollte ich denn anfangen? Wollte sie überhaupt mit mir reden? Wollte sie über dieses Thema genauso gerne sprechen wie ich, hatte sie Lust, meine Fragen zu beantworten und auf meine Anliegen einzugehen? Ich hätte gerne mit ihr gesprochen, um zu erfahren, was sie von Joachim denkt, was sie für ihn fühlt, wie sie die Gegenwart und die Zukunft sieht und wie sie damit umgeht, daß sie von einem Mann schwanger ist, der in einer Dauerbeziehung mit einem anderen Mann lebt, der eine feste und schicksalsbestimmende Beziehung mit einem jungen Mann anstrebt und gleichzeitig Männern wie Sader hinterherläuft oder solche Männer hinter sich herlaufen läßt. Ist ihr das recht? Oder will sie von ihm nur seinen Samen? Während ich mich von den beiden verabschiedete, dachte ich, daß noch vieles zu sagen bleibt, um eine Klärung zwischen Arabern und Deutschen herbeizuführen. Vieles ist noch zu sagen, doch braucht es auch den drängenden Wunsch, miteinander zu sprechen.

Nachtrag

Es war im November 2005, mein Manuskript war bereits in Druck, als ich mit Thomas Hartmann, dem Leiter des Austauschprogramms, zusammentraf und er mir

berichtete, Ingrid habe ein Mädchen geboren.

Ich wußte bereits, daß Ingrid ein Mädchen erwartete, da ich Joachim im September zuvor getroffen hatte, als ich als Gast des Internationalen Literaturfestivals nach Berlin eingeladen war. Joachim hatte mich dem Publikum damals ganz besonders freundlich vorgestellt. Am Tag meiner Ankunft hatte er mich zum Abendessen ins Café Einstein eingeladen, das in der Nähe meines Hotels, des Grand Hotel Esplanade, und nicht weit von der ehemaligen Berliner Mauer lag. Ingrid war dabei; sie war im neunten Monat schwanger. Die beiden erzählten, daß sie für ihre Tochter einen arabischen Namen gewählt hätten. (Ich fragte nicht nach dem Grund, nahm aber an, daß dies Ingrids Wunsch war und daß sie wollte, daß der Name einen Bezug zu Zeit und Ort der Entstehung des Kindes in Libanon aufweist.) Thomas Hartmann berichtete mir noch, daß das Mädchen den Familiennamen der Mutter, nicht den des Vaters bekommen habe und daß Joachim nach wie vor bei seinem Partner lebe, aber zwischen ihm und Ingrid (und der Tochter natürlich) hin- und herpendele. Wie die Franzosen sagen: eine *ménage à trois*. Thomas bat mich, diesen Nachtrag mit aufzunehmen, und bestätigte mir, daß Joachim damit einverstanden sei.

\* \* \*